

Sezession

Lage 2012

46

Februar 2012
10 EURO
ISSN 1611–5910
www.sezession.de

Sezession

Herausgegeben vom
Institut für Staatspolitik (IfS)

Unter Mitarbeit von Wolfgang Dvorak-Stocker, Ellen Kositza, Götz Kubitschek (verantwortlich), Erik Lehnert und Karlheinz Weißmann.

10. Jahrgang, Heft 46,
Februar 2012

Sezession erscheint im Februar, April, Juni, August, Oktober und Dezember. Der Preis für das Einzelheft beträgt 10 € zzgl. Versandkosten. Wer *Sezession* für mehr als lesenswert hält, kann ein Förderabonnement (75 €/sechs Hefte) zeichnen. Das normale Jahresabonnement (sechs Hefte) kostet 45 €, ermäßigt 30 € (junge Leser in Ausbildung), jeweils inkl. Versand. Auslandsabonnenten bezahlen zusätzlich 10 € Porto im Jahr. Wird das Abonnement nicht bis zum 30. November gekündigt, verlängert es sich um ein weiteres Jahr.

Manuskripte sind stets willkommen und sollten für einen Kurzbeitrag 8 500, für einen Grundlagenbeitrag 14 500 Zeichen (inkl. Leerzeichen) umfassen.

Satz & Layout:
satz@sezession.de

Sezession
Rittergut Schnellroda
06268 Steigra
Tel/Fax: (03 46 32) 9 09 42

redaktion@sezession.de
vertrieb@sezession.de
www.sezession.de

Postbank Leipzig
BLZ 860 100 90
Kto 913 644 908

ISSN 1611-5910

Lebenshöhe

von Götz Kubitschek

Wer in den letzten fünf Jahren die für Volk und Nation entscheidenden Parameter im Auge behalten hat, weiß, daß die Lage hoffnungslos ist: Geburtenschwund, Überfremdung und Bildungsverfall haben unser Land todkrank gemacht. Im Vergleich dazu ist das, was durch den Zusammenbruch und die Neuordnung des Finanz- und Wirtschaftssystems auf uns zukommen könnte, eine lösbare Aufgabe: Wir werden Vermögen verlieren und aus der Substanz leben, aber im Kern nicht angegriffen sein, wenn das Übermäßige wieder maßvoll wird. Kindermangel und Überfremdung indes kann man nicht überwinden wie eine Wirtschaftskrise: Diese Entwicklungen haben die Identität unseres Volkes und vor allem seine Regenerationsfähigkeit schon so sehr verändert, daß es nicht mehr zu agieren, sondern nur noch zu reagieren vermag. Seltsam ist, daß es nicht viele Deutsche gibt, die das mögliche Ende einer tausend Jahre alten Kontinuität so quält, daß sie Fragen stellen. Wie wollen wir leben? Welche Spielräume bleiben uns noch? Was darf keinesfalls verlorengehen?

Im Gegenteil: Das mündige Volk läßt sich alle paar Wochen durch einen Skandal von diesen existentiellen Fragen seiner Zukunftsfähigkeit ablenken. Und in ihren intelligenteren Einzelvertretern sind die Deutschen von einer solchen individualisierten Schläue, daß bereits fünfzehnjährige Gymnasiasten ihre jähe Lust an der Entlarvung der großen Lügen unserer Zeit einem Karrierekalkül opfern.

Anfang der achtziger Jahre saß ich als kleiner Klassensprecher staunend in den Schülerratssitzungen vor langhaarigen, strickenden Oberstufenvertretern, die für Nicaragua Geld sammelten und das konservative Kollegium einer konservativen Lateinschule in einer konservativen oberschwäbischen Stadt unausgesetzt provozierten. Vor welchen Elfern und Zwölfern säße ich heute? Wohl nicht vor solchen, die das gefühlslinke Kollegium eines Unesco-Partner-Gymnasiums in einer angegrünten, energieneutralen Stadt unausgesetzt von rechts provozierten: mit einer energiegeladenen Rudelbildung in den Pausen, gut präpariert im Unterricht, mit konservativen Meinungshemden, sehr kurzen Haaren und einem militärischen »Jawoll« auf jede Zurechtweisung von weiter oben – aufgeladen mit dem Furor einer einzigen großen Frage: Warum habt Ihr unsere Zukunft verspielt?

Ellen Kositza sagt immer, daß es kaum etwas gibt, worüber sie sich stärker wundert, als über dieses Fehlen intelligenter, rechter Provokateure unter den Schülern. Ist in diesem Fall die anthropologische Konstante der Empörungs- und Widerspruchslust an ihr Ende gekommen? Oder gibt es diese innere Pflicht zur Aufmüpfigkeit nur dann, wenn noch Dynamik in einer Generation steckt, wenn es beinahe nicht schnell genug gehen kann, die Alten aufs Altenteil zu schicken?

Von alledem ist nichts zu spüren. Die braven Mädchen und Bübchen scheinen mit gepudertem Hintern nicht mehr nach dem möglichst größten Schock zu suchen, den sie mit einer einzigen Frage bei ihrem Lehrer auslösen könnten. Ihre Frage lautet vielmehr: Was tut mir später gut, wenn ich bedenke, daß das Internet nichts von meinen frühen Taten und meinem Jugendzorn vergißt?

Wer so fragt, wird im Leben über jedes Stöckchen springen, das ihm einer hinhält. Dabei gibt es einen simplen, immateriellen Grund, auf das Spätere zu pfeifen, wenn man nach sich selbst auf der Suche ist. Henry de Montherlant nennt ihn in seinem »Brief eines Vaters an seinen Sohn«. Ich zitiere: »Das Wesentliche ist allein die Lebenshöhe. Sie wird Dir alles ersetzen. Darunter verstehe ich das Losgelöstsein, denn wie könnte man Höhe gewinnen, ohne sich loszulösen? Diese Lebenshöhe wäre Dir Heimat genug, hättest Du keine andere. Sie wird Dir Dein Vaterland ersetzen, wenn es Dir eines Tages fehlen sollte. Man muß einfach unsinnig hoch stehen; man stürzt dann zwar leichter und viel tiefer hinab. Aber was wäre man denn ohne diese menschliche Höhe!«

Im *Club der toten Dichter* ermuntert der Lehrer seine Schüler, auf die Pulte zu steigen und neu zu sehen. Dieses Losgelöstsein, diese Sezession ist nicht auf eine Lebensphase beschränkt. Für die vorliegende »Lage«-Ausgabe schrieben Autoren, die ihre im intellektuellen Milieu nicht wohlgelittene Meinung keinesfalls auf jugendlichen Übermut zurückgeführt sehen möchten; sie sehen vielmehr in eben dieser Meinung den Beweis für den eigenen, klaren Blick inmitten einer begrifflichen und diskursiven Nebellandschaft. Vielleicht stehen sie auf ihren Tischen, während sie schreiben. So genau kenne ich unsere Autoren nicht.

Auf der Kulturschwelle

von Ellen Kositza

Wo die Normen in unserer freien Gesellschaft wanken, tun Eltern sich schwer mit dem alten Sprichwort, wonach es »ein ganzes Dorf« brauche, um ein Kind zu erziehen. Was, wenn die Nachbarn sich einen Dreck scheren um das Tun und Lassen des Nachwuchses? Erziehungsbücher und gutbezahlte Fachleute (»Ergotherapeuten«, deren Aufsuchen mehr als Schick denn als Schande gilt) haben Konjunktur. Gelehrt werden Erziehungsmethoden (Konsequenz, familiäres Diskursverhalten, Reaktionsmuster); von Erziehungszielen ist kaum die Rede.

Wohin erziehen wir unsere Kinder? Zu Menschen, die »frisch, fromm, fröhlich, frei« im Sinne des alten Turnvaters ihr Leben in die Hände nehmen? Kein schlechtes Motto. »Fromm« deutete Jahn im alten Sinne, als Tüchtigkeit und Fleiß.



Das frisch-fröhlich aufwachsende Kind steht der Welt naiv gegenüber. Es tut fleißig mit. Das ist gut, wer will schon einen Bock, einen Nörgler zum Kind, der sich in der Adoleszenz zum neunmalklugen Kritikaster auswächst! Dürfen Kinder kritisch, gar spöttisch über Erwachsene urteilen? Sind Lehrer Autoritäten, deren Aufgaben (und Musterlösungen) zunächst unhinterfragbar sind? Ein Dauerthema hier im Hause!

Die Viertkläßlerin muß in Deutsch eine Aufgabe bearbeiten, die vom Kultusministerium Sachsen-Anhalt zentral gestellt wurde: Die Schule sei über Nacht mit Graffiti besprüht worden. Die Schüler sollen nun einen Brief an den Rektor formulieren, in dem sie ihn bitten, diese illegale Aktion (Stichworte: bunt, kreativ, zeitgemäß) zu tolerieren. Der Zweitkläßler soll aufschreiben, welche Berührungen (Subthema: »Neinsagen«) ihm »guttun«. Die Sechstkläßlerin soll einen Brief an Napoleon aus der Sicht einer Landarbeiterin schreiben und ihm die Meinung geigen.

Die Kinder finden die Aufgaben unisono »ziemlich sinnlos«. Die Eltern wollen die Lehrer nicht in Frage stellen, finden die Aufgaben allerdings auch – tja, ziemlich sinnlos. Was tun? Dauersprechstunde in der Schule? Lächeln über diesen pädagogischen Schrott? Das Kind mit misanthropischer Stimmung infizieren? Oder: tieferhängen? Tieferhängen, am laufenden Band.

Vor der Wirtschaft

von Heino Bosselmann

Seit die Kurve des DAX für die Nation wichtiger sein soll als alles andere, vermitteln Politik und Medien den Eindruck, als sei die allgegenwärtige Krise – zumal in ihrer dreiköpfigen Gestalt als Banken-, Schulden- und Eurodesaster – ein Monstrum von einem anderen Stern. Die meisten Darstellungen färben die Geschehnisse seit dem Zusammenbruch von Lehman Brothers in einer Weise, als wären sie nicht von dieser Welt, als gehörten sie nicht zum Spektrum des Menschen und seiner fatalen Geschäfte, sondern hätten etwas geradezu Extraterrestrisches. Mißliebigkeiten abzuspalten, wenn sie schon nicht zu verdrängen sind, ist ein psychologischer Trick. Freud beschreibt in *Totem und Tabu,* daß der Mensch pathologisiere, was ihm nicht in die Wahrnehmungen passe – das Ebola-Virus ebenso wie »die Nazis« oder eben diese Krise, die vermutlich existentieller ist, als gerade gesehen werden kann. Das Rettende indes wächst nur dort, wo man den Mut hat, hinzusehen, und sich nicht mit dem Eindruck tröstet, etwas Nonkausales, Unerfindliches sei geschehen.



Die Pathologisierung paßt zur Illusion, daß es, wenn die Krise erst besiegt sei, wieder genauso werde wie vorher. Nach dem Krebs ist aber nichts mehr so wie vor dem Krebs. Oder positiver: Nach der Niederkunft läuft das Leben anders weiter als vor der Empfängnis.

Ebenso wie das Mephistophelische zum Menschlichen gehört und nicht dessen kranker Bestandteil ist, darf man die Krise als Konsequenz riskanten Handelns ansehen. Wenn über Jahrzehnte Vorstellungen reiner Wirtschaftsmathematik im Wunsch nach grenzenlos hypertrophem Wachstum der Welt und den Menschen übergestülpt werden, muß man sich auf eine große Korrektur gefaßt machen, die das Unmaß von Produktion und Konsumtion wieder ins Lot bringt – allerdings zu einem Preis, der politisch, sozial und kulturell zu zahlen sein wird, mit ungeahnten Konsequenzen, die über die Berechnung der Saldi hinausgehen. Die Krise ist jedoch nur ein Zustand, und zwar kein heilloser, wenn man ihn nicht negativ ökonomisch, sondern positiv ideell versteht – als äußersten Punkt eines schwingenden Pendels.

Aus der Weltstadt

von Christian Dorn

»Cool!« Der bewundernde Ausruf der zwei jungen Gymnasiasten gilt dem Kinoplakat für den Ost-Nazi-Film *Die Kriegerin,* das neben der Gethsemanekirche um die Publikumsgunst buhlt. Der Garten Gethsemane ist hier von einem Zaun umgeben. Im Herbst 1989 hatte das geholfen. Heute predigt in der Kirche ein Pfarrer, der den »radikalen Islamisten« als Prototyp des barmherzigen Samariters (Lukas 10,25) vorstellt und vor wenigen Jahren – an einem Heiligabend – George W. Bush als den personifizierten Antichrist beschrieb. Seither meide ich die Gottesdienste in diesem Haus. Aus den anliegenden Fassaden hängen immer noch vereinzelt »DDR-Fahnen« des Jahres 2011 mit dem omnipräsenten Logo der Anti-Atomkraft-Bewegung, und vor allem junge Menschen tragen seither entsprechende Anstecker in Ermangelung eines SED-Parteiabzeichens. Anfangs hielt ich diese Plaketten für das bekannte gelbe Blindenzeichen, doch dafür gingen die Betroffenen einfach zu schnell.



Am Hauseingang gegenüber lamentiert der islamistische Falafel-Verkäufer in seiner blumigen Redeweise – sozusagen Arabesken wie die neunundneunzig Namen Allahs über dem Eingang zu seiner Küche.

Die Gesellschaft aber fragt derzeit nach der »Kriegerin«. Selbst der neue Stasi-Beauftragte Roland Jahn, der hier um die Ecke wohnt, muß sich wegen seiner Herkunft aus Jena rechtfertigen. Indes weiß der urbane Künstler: »The Future starts now!« Mit diesem Motto wirbt der Supalife-Kiosk, vor dessen Schaufenster ein Unbekannter ein Schablonengraffiti auf die Sitzbank gesprayt hat: Arabische Schriftzeichen umrahmen irgendeine englische Phrase. An der Hauswand vom Copyshop nebenan prangt eine Warnung: »Der Kiez schwabt über!!!« Mein Straßennachbar aber, den ich heute morgen getroffen habe, ist echter Berliner und arbeitet als Sportredakteur bei einer Tageszeitung. Als Sarrazin Mode wurde, verurteilte er dessen »krude Integrationsthesen«. Wer da ist, sei Deutscher. Punktum! Dann kommen wir auf den 1. FC Köln zu sprechen und den Nationalitätskomplex von Lukas Podolski, woraufhin er postuliert: »Podolski ist für mich ein Pole.«

Unter Studenten

von Carlo Clemens

Klausuren-Phase bedeutet im modularisierten Studium Bulimie-Lernen: Zahlen und ertraglose Begebenheiten auswendig pauken bis zum Erbrechen, bis spät in die Nacht, den Willen gespannt wie ein Stahlseil, mit wenig Schlaf auskommen, und im Traum noch alles aufsagen können. *Youtube*-Videos als Belohnung zwischendurch, kaum noch Sport, das soziale Leben für diese Zeit zur Sperrzone erklären – Quarantäne.

Mit prallem Kopf schlurfe ich durch die Uni und besuche die Pflichtveranstaltungen, weil ich schon zweimal gefehlt habe. Pflichtschuldiges Autogramm auf die Anwesenheitsliste, postwendend ein dreister Exodus aus dem Seminarraum. Schnell noch ein »Coffee to Go« (schmeckt nach Pfütze), dann zur Lerngruppe. Kollektives Daten-Fressen, die Prozedur hat etwas von Fast food. Wir gehen diesen Weg nicht freiwillig und schenken dem Gegenüber routinierte Mitleidsbekundungen.



Mein Pädagogikdozent, den ich anfangs nicht mochte, weil er wirkte wie einer dieser typisch linken Pädagogikdozenten, hat anläßlich des »Bildungsstreiks« eine Diskussionsstunde eingelegt. Er erklärt, in seiner Studienzeit nie mehr als zehn Semesterwochenstunden belegt, dafür bis in die Morgenstunden über seiner eigenen Philosophie gehangen, die wenigen Seminare um so interessierter und intensiver besucht und den Gedankenaustausch bis in die Kneipe getragen zu haben. Ich bekomme eine Ahnung davon, was es bedeutete, wirklich zu studieren.

Anderntags spüre ich den Brechreiz in Reichweite zum Hörsaal, in dem ich wirke wie die Fliege in einer gewaltigen Kloschüssel. Der Einlaß. Das Klausurenblatt. Ich nehme den Stift zur Hand. Als ich begutachte, was ich zu lösen habe, kommt, was kommen muß: Das Stahlseil reißt, und mein Gehirn kippt nach vorn. Alles Schlechte kommt raus: Syntaxbäume, Substantivflexion, Erscheinungsjahr des *Ludicarius,* eine zähe Brühe, alles raus.

Vorbei. Es bleibt eine glückliche Leere, ein dröhnender, aber erleichterter Kopf. Nie wieder Syntaxbäume, Substantivflexion und das Erscheinungsjahr des *Ludicarius!* Bald werde ich das Stahlseil wieder einhaken müssen.

Die große Verkeilung

von Felix Springer

»Dekonstruktion« lautet der Auftrag des Stahlkeils, der kraftvoll durch das im Oktober 2011 neueröffnete Militärhistorische Museum der Bundeswehr schlägt. Wir müssen diesen Anspruch als erfüllt erkennen: Der New Yorker Stararchitekt Daniel Libeskind, den die deutschen Streitkräfte mit dem Umbau ihres Geschichtshauses beauftragt haben, läßt sein schimmerndes Metall mit archaischer Wucht durch das alte Arsenalgebäude brechen, gewaltsam zerschlägt er die Symmetrie der neoklassizistischen Fassade und nimmt so der Vergangenheit ihre strenge Form. Vor jedem Besucher keilt, wie noch in drohender Bewegung begriffen, der kalte Stahl in den Boden jener Stadt, deren Wiederaufbau der deutschen Seele so viel Hoffnung gab und gibt.

Als Symbol kriegerischer Gewalt soll der Durchbruch das ganze immense Bauwerk zu einem Wahrzeichen der Wechselhaftigkeit deutscher Militärgeschichte machen, und ohne Zweifel gelingt das auch. Das in der Draufsicht nach den V-Formationen der alliierten Fliegerstaffeln gestaltete, große Symbol zeigt mit seiner kompromißlos geschärften Spitze auf just



jene Stelle, an der am 13. Februar 1945 die ersten Bomben den Auftakt zur Vernichtung des barocken Dresdens und seiner Menschen gaben. Als gut sichtbarer Wegweiser für jeden Flieger, der die Strecke noch einmal abfliegen möchte, ist der Keil die Manifestation eines fanatischen Willens zum nachholenden Perspektivenwechsel in der Gegenwart.

Dieser Wille ist es, der die »neuen Gesetzmäßigkeiten« speist, von denen der Leiter der Dienststelle und Direktor des Museums, Oberst Matthias Rogg, spricht, und nach denen sich das deutsche Militär nun kritisch mit seiner Geschichte auseinanderzusetzen habe. Das soll ruhig auch »provokant« sein, dennoch: Die deutsche Presse lobte bei Eröffnung in bravem, einhelligem Choral.

Für nichts weniger als die »Offenheit der demokratischen Gesellschaft« soll der Keil stehen, während er in vorgetäuschter Auseinandersetzung das Arsenal deutscher Militärgeschichte zerhackt: Vorgetäuscht ist sie, weil es einen Gegenentwurf, eine Gegenmeinung zum Keil nicht gibt. Er allein darf zu den Besuchern »sprechen«, die sich dem Museum nähern, er brüllt sie an, man kann nicht weghören: Architektur als Gewalt, als lustvolle Brutalität gegen das eigene Volk. Der Anspruch ist destruktiv, er kann sich nicht hinter dem Wortgeklingel einer Idee des absolut Guten verbergen oder hinter dem Gerede von der Demokratie als Gegenerzählung zu allem, was der vom Himmel fallende, schicksalhaft richtende Stahlkeil vor unseren Augen »dekonstruiert«.



Was aber könnte noch dekonstruiert werden? Durch Verbot, Weisung und Verweigerung fast aller ihrer hergebrachten Traditionsbestände beraubt, konnte die Bundeswehr unserer Tage noch zu keiner ihrer vielen Vergangenheiten ein unbelastetes Verhältnis herstellen oder gar eine positive Bezugnahme etablieren. Und damit steht sie für den ganzen Staat, der, seit Jahrzehnten konsequent entmilitarisiert, nur einen paradox verkrampften Umgang mit seiner Gewalt zu pflegen imstande ist, der für Existentielles, Hohes, Tiefes noch nicht einmal die Worte hat.

»Ambivalenz« ist einer der Schlüsselbegriffe für die Gesamtkonzeption des Museums. Zivile wie militärische Protagonisten dieses Großprojektes sprechen davon, neues und altes Begreifen von Militär und Krieg zusammenbringen und gegenüberstellen zu wollen. Das muß scheitern, wo sich das vermeintlich Neue aufs ewig kritische, dauerzersetzende Dekonstruieren und die radikale Abstandsgewinnung beschränkt. »Ambivalenz« wird dabei zu einem anderen Wort für das umfassend »Wehrlose« der heutigen Deutschen, zum Symptom einer allgemeinen Weichheit im Denken, die sich noch gegen die schlimmste Bedrohung um Harmlosigkeit und Vermittlung bemüht.

»Kritisch annähern«, »Sehgewohnheiten hinterfragen«, »Denkräume öffnen«, so benennt man die geltenden Ansprüche des Museums, und sie sind alle geeignet, »Fragen aufzuwerfen« und an die Besucher »weiterzugeben« – das erklärte pädagogische Ziel des Museumskonzeptes. Nur Antworten bietet hier niemand. Statt dessen spricht man viel von »neuen Wegen«, die »mit der Vergangenheit brechen« – lange Zeit galt das als Fluch der Enterbten und Gescheiterten, das will man in Dresden aber heute umdeuten und anders sehen, »radikal anders«, wie Oberst Rogg selbst sagt. So bleibt zumindest die Radikalität nicht den Kritikern vorbehalten, aber wohin die »neuen Wege« denn eigentlich führen sollen, auf welcher Geschichtserzählung denn das deutsche Soldatentum der Zukunft gründen soll, bleibt ganz und gar im Vagen. Im Ergebnis kommt das Bild dieser großen Verkeilung nicht über einen identitätsfeindlich gewordenen Intellektualismus hinaus.

Darin liegt die eigentliche »Ambivalenz« dieses Projekts: Das so selbstbewußt beschlossene, erbaute und nun verteidigte Bauwerk steht dort als großes Zeichen deutscher Unsicherheit und Orientierungslosigkeit, wie sie sich ebensogut am Gestus der Verantwortlichen in der »Lage 2012« aufzeigen ließen. Nicht Dekonstruktion und kritischer Geist, sondern eine tiefe Ungewißheit im Selbstbild ist das entscheidende Kennzeichen des neuen Militärhistorischen Museums der Bundeswehr.

Der Tanz auf der Nadelspitze

von Thomas Hoof

Im Verlauf der letzten 100 Jahre vervierfachte sich die Weltbevölkerung, verzwanzigfachte sich die Weltwirtschaftsleistung und vervierzigfachte sich der Primärenergieverbrauch.

Ein Blick auf die entsprechenden Funktionsgraphen belehrt jeden neutralen Betrachter darüber, daß da keine »Entwicklung«, sondern eine Explosion stattgefunden hat – und daher bei nachlassendem Expansionsdruck mit herunterkommenden Trümmerteilen zu rechnen ist. Der Scheitelpunkt ist erreicht.

»Als ich einmal mit Max Weber über die Zukunftsaussichten sprach und wir die Frage aufwarfen: wann wohl der Hexensabbat ein Ende nehmen würde, den die Menschheit in den kapitalistischen Ländern seit dem Beginne des 19. Jahrhunderts aufführt, antwortete er: ›Wenn die letzte Tonne Erz mit der letzten Tonne Kohle verhüttet sein wird.‹«

Werner Sombart: *Das Wirtschaftsleben im Zeitalter des Hochkapitalismus,* München/Leipzig. 1927, Seite 1010.

Energiekrise: Bergab geht's schneller

Die These vom knapp hinter uns liegenden Ölfördermaximum wird nur noch von Politikern bestritten. Die Fördermenge vervierfachte sich seit 1960 von 20 auf 80 Millionen Barrel/Tag und stagniert seit etwa fünf Jahren auf diesem Niveau. Im Jahre 2010 hat der Verbrauch mit 87 Millionen Barrel/Tag die Förderung von 82 Millionen/Tag überschritten. Die Lager wurden angegriffen.

Die Internationale Energie Agentur (IEA) prognostizierte 2009 nach einer erstmaligen Inspektion aller wichtigen Ölfelder einen globalen Fördermengenrückgang von 6,7 Prozent jährlich. Den weiteren Verlauf zeichnet die regierungsamtliche U.S. Energy Information Administration (EIA) als eine sich öffnende Schere: Noch während dieses Jahrzehnts erleben wir einen Rückgang des Primärenergieangebots aus fossilen Vorräten um etwa 20 Prozent – bei weiterhin steigender Nachfrage. Wer entschlossen ist, amtliche Daten grundsätzlich für gefälscht zu halten, kann den Ernst der Lage ersatzweise auch an den derzeitigen geostrategischen Ränkespielen in Nordafrika und im Nahen Osten ablesen.

www.eia.doe.gov/conference/2009/session3/Sweetnam.pdf

Energie und Ökonomie

Die Energie ist ein blinder Fleck in der an blinden Flecken ohnehin nicht armen Optik der Ökonomen: Es gibt sie eigentlich nicht. Zwischen Öl als Kraftstoff und Öl als Schmierstoff gibt es ökonomisch keinen Unterschied.

Nach der neoklassischen Wachstumstheorie trugen die Produktionsfaktoren zu der himmelsstürmenden Wirtschaftsentwicklung im 20. Jahrhundert exakt im Verhältnis ihrer jeweiligen Faktorkostenanteile mit 65 Prozent (Arbeit), 30 Prozent (Kapital) und fünf Prozent (Energie) bei. Leitet man unter dieser Prämisse das Wirtschaftswachstum der letzten 100 Jahre nur aus der Veränderung des Inputs dieser Produktionsfaktoren ab, dann bleibt eine Restgröße, das sogenannte »Solow-Residium«, das etwa für die Entwicklung der US-Wirtschaft in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts den (für eine »Restgröße« durchaus ungewöhnlichen) Wert von 87,5 Prozent annahm.

Neue Wachstumsgleichungen zeigen, daß die »Restgröße« der neoklassischen Wachstumstheorie sich vollständig auflöst, wenn der Energieeinsatz nicht nur monetär zu Faktorkosten, sondern mit seinem tatsächlichen Produktionsbeitrag und damit als das bewertet wird, was er ist: Arbeitsleistung.

Reiner Kümmel: »The impact of energy on industrial growth« in: *energy* 7 (1982), S. 189–203.

Eine Billion Barrel Öl – und damit das Äquivalent von 15 Billionen Menschenarbeitsjahren – hat die Weltwirtschaft in etwas mehr als einem Jahrhundert in sich aufgesogen, doch das Ergebnis wird von den Ökonomen als technischer Fortschritt verbucht und damit als Kompliment an die Kreativität und den Erfindungsgeist des Menschen weitergereicht.

Diese Umdeutung einer gewaltigen Erbprasserei in eine gewaltige Leistung hat Folgen: Zum einen bewirkt sie, daß heute jeder Friseurlehrling mit so viel Herablassung auf das Postkutschenzeitalter guckt, als habe er ganz Wesentliches zu seiner Überwindung beigetragen. Und zum anderen nährt sie die fortdauernde Illusion, der »Menschheit sei noch immer etwas eingefallen – und das werde auch so bleiben«. Mit dem Einbruch in die fossilen Langzeitspeicher der Sonnenenergie ist der Menschheit weniger etwas ein- als vielmehr etwas zugefallen – alles, was danach kam (Kernenergie, Photovoltaik), waren abgeleitete Techniken, insofern sie den Rückgriff auf diesen gutgefüllten Energietank zur Voraussetzung haben.

Alles liquide. Energie und Geld

Für die 60 Jahre des voll strömenden Öls (ab 1950) war die Kernfrage der Wirtschaft und des Lebens nicht mehr »Woher die Energie nehmen?«, sondern deren glatte Umkehrung: »Wohin mit der Energie?« Die Antwort ist bekannt: eine in immer neuen Wellen anbrandende, schwindelerregende Mobilisierung, Motorisierung und Elektrifizierung des Lebens und eine Ersetzung aller kurzgeschlossenen, energiearmen Kreisläufe durch technisch arrangierte und energieintensive Prozesse. Verbunden war das mit zwei menschheitsgeschichtlich überaus markanten Kehren:

Zum ersten wurde der Mensch von einer (produktiven) Energiequelle zu einer (konsumtiven) Energiesenke – ein Vorgang, der anthropologisch und seelenkundlich noch gar nicht richtig gewürdigt wurde, obwohl sich seine Folgen seit drei Jahrzehnten in den psychosomatischen Praxen und Kliniken deutlich bemerkbar machen.

»Denn seelische Erkrankungen und psychosoziale Probleme nehmen in allen Industrienationen ständig zu. Mittlerweile leiden rund 30 Prozent der Bevölkerung innerhalb nur eines Jahres an einer diagnostizierbaren psychischen Störung. Am häufigsten sind Depressionen, Angststörungen, psychosomatische Erkrankungen und Suchterkrankungen. Die Weltgesundheitsorganisation prognostiziert, daß Depressionen bis zum Jahr 2020 nach den Herz-Kreislauf-Erkrankungen die zweithäufigste Erkrankung der Welt werden. Dadurch wird der Herzinfarkt beinahe vom ›Infarkt der Seele‹ abgelöst.«

Deutsche Gesellschaft für psychosomatische Medizin, www.dgpm.de/uploads/media/Burnout-Alarm_04.pdf

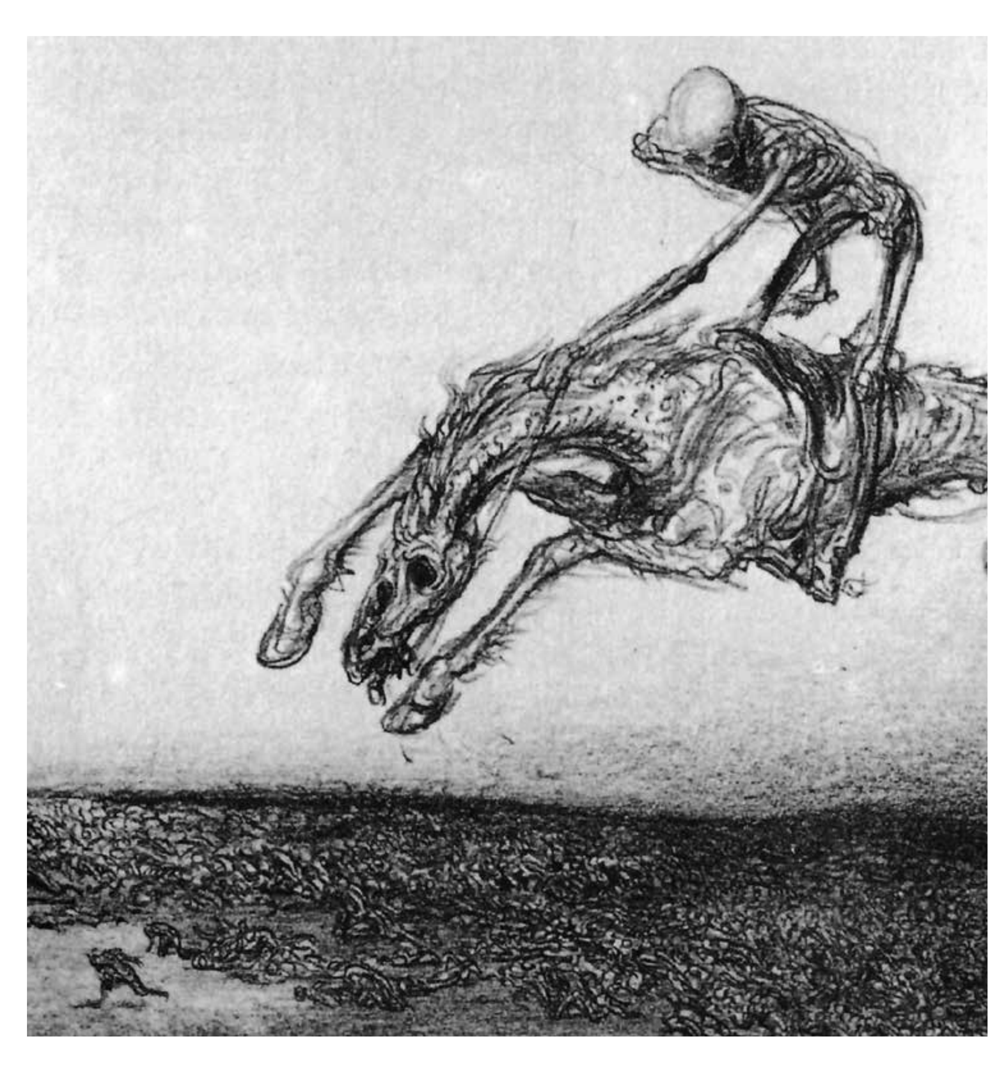
Zum zweiten: Der Kapitalismus war vor seiner Petroleumflutung eine sparsamkeitsgetriebene Veranstaltung: Investitionen mußten aus Ersparnissen finanziert werden, die ihrerseits nur durch Konsumverzicht gebildet werden konnten (sei es aus eigenem Konsumverzicht oder aus dem anderer Leute, die dann als Kreditgeber fungieren konnten). Das war der »asketische« Kapitalismus Max Webers – eine in vieler Hinsicht neue Formation, aber immer noch tief verbunden mit den Knappheitserfahrungen der 12 000jährigen Menschheitsgeschichte.

Die Antwort auf die Frage »Wohin mit der Energie?« verlangte freilich eine andere Mentalität als Webers »protestantische Ethik«, andere Allokationsmechanismen als »Investition aus Ersparnis und Ersparnis aus Verzicht« und vor allem eine volle Mobilisierung der – unter den vorherigen Knappheitsbedingungen quantitativ noch völlig unausgeloteten – menschlichen Konsumkraft. Die Mittel zur Finanzierung der investiven und der konsumtiven Seite der ungeheuren Wirtschaftsexpansion waren nun nicht mehr dem Vergangenheits- und Gegenwartskonsum abgespart, sondern wurden der Zukunft entnommen, die gar nicht mehr anders vorgestellt werden konnte als eine um weitere »Zuwächse« jedweder Art aufgespeckte Gegenwart.

Die Industriegesellschaften gingen – in betriebswirtschaftlicher Terminologie – von einer »Innenfinanzierung« (aus thesaurierten Überschüssen) zu einer »Fremdfinanzierung« (aus zukünftigem Sozialprodukt) über. Die Mittel dazu waren:

- Das Ende der stofflichen Deckung der Währungen mit der Kündigung von Bretton Woods im August 1971. Die Entgoldung des Geldes und seine Verwandlung in frei schöpfbares Schaumgeld;

»Die Amplituden schießen manchmal ein sehr weites Stück nach außen. Und es ist hart, wenn der eigene Lebenskreis ausgerechnet auf diesem Kurvenstück verläuft«, schreibt Thomas Hoof im letzten Absatz dieses Beitrags. So ist es nun aber einmal, derzeit, und dieses Schicksal wird zum »Verhängnis« (A. Paul Weber, Lithographie 1939), wenn man unter die Hufe der jagenden Stunden gerät. Indes: Ganz willkürlich sprengt auch dieser Gaul nicht über das Land …



- die Loslösung des »Kredits« vom »Geld«, indem die Kreditvolumina sich in steiler Kurve von den Bankeinlagen »emanzipierten«. Moritz Schularick (FU Berlin) und Alan Taylor (University of California, Davis) zeigen in einer vor kurzem erschienenen wirtschaftsgeschichtlichen Studie, daß die Periode von 1870 bis zum Ende der Weltkriege noch eine Periode des »Geldes« war, die in den späten fünfziger Jahren von einer Epoche des Kredits abgelöst wurde. Von da an: Ölschleusen offen, Kreditschleusen offen – also volle Schußfahrt in den hedonistischen Kapitalismus, der in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zum Ausbruch kam.

Moritz Schularick (FU Berlin) und Alan M. Taylor (University of California): *Credit Booms Gone Bust: Monetary Policy, Leverage Cycles and Financial Crises, 1870–2008*, National Bureau of Economic Research Working Papers 15512.

Gerald Braunberger besprach den Aufsatz am 6. Mai 2011 in der *FAZ*.

Das Scharnier für diesen Umschlag waren die sechziger/siebziger Jahre, in denen die Kohle- von der Ölförderung abgelöst wurde, wobei die noch während des Kohlezeitalters brutal präsente Tatsache, daß die Energiegewinnung Energie erfordert, dank der Ferne der Förderstätten und automatisierter Transport- und Veredelungsprozesse gnädig verblaßte. Dies war die materielle Grundlage für das Aufkommen jener merkwürdig lebensfremden Weltanschauungen, wie sie sich in der hedonistischen Kulturrevolution der 68er durchsetzten. Die dadurch angestoßenen Veränderungen der Mentalitäten sind in der Nachfolge von Robert Ingleharts *Silent revolution* (1977) in der Debatte über neue, nämlich »postmaterielle Wertorientierungen« verhandelt worden.

Die »postmaterielle« Orientierung der neuen, ergrünenden Milieus kam vor allen Dingen darin zum Ausdruck, daß bei ihnen die »Sorge um etwas« (z. B. das tägliche Brot) völlig von der »Lust auf etwas« (z. B. die tägliche Bruschetta) ersetzt worden war. Ansonsten pflegt das »postmaterielle« Milieu den ressourcenverschwenderischsten Lebensstil und die größte Umweltsensibilität mit der gleichen Innigkeit. Verständlich ist auch, daß es den Wechsel von den schmutzigen fossilen zu den erneuerbaren Energien mit Nachdruck fordert, denn es verbindet mit letzteren in schöner Einfalt vor allem die Vorstellung von sehr viel Sonne, wenig Arbeit und schierer Unerschöpflichkeit.



Gewiß: Die ganze Formation hatte sich über mehr als ein Jahrhundert vorbereitet, in einem Prozeß, der allerdings immer wieder krisen- und kriegsbedingt zurückgeworfen und durch hartnäckigen kulturellen Widerstand gebremst worden war. Erst jetzt, bei vollem Zustrom scheinbar unbegrenzter Energien und unbegrenzten Kredits, brachen die Dämme, und die karnevalistische Endphase der Moderne konnte sich rein entfalten: mit ihren verblüffenden Neuarrangements von Individuum und Gesellschaft, Ich und Es, Mann und Frau, oben und unten, Trieb, Triebverzicht und Triebverzichtverzicht, in der fieberhaften Atmosphäre eines wirtschaftlich hochgeheizten Treibhauses, in dem der letzte verbliebene Rest an gesundem Menschenverstand und an nüchternem, über Jahrtausende aufgebautem Sinn für die irdischen Realitäten verdampfen konnte.

Klar ist, daß diese Atmosphäre die Ewige Linke in beträchtliche Euphorie versetzte, denn nun konnte anscheinend »der materialistische Bann, der biblische Fluch der notwendigen Arbeit technologisch gebrochen werden« (Jürgen Habermas: *Erkenntnis und Interesse, Frankfurt a. M. 1969, S. 80)*. Ebenso klar ist, daß das konservative Motiv – zu leben aus dem, was immer gilt – in eine völlige, bis heute anhaltende Betäubung geraten mußte.

»Und wenn die Revolution in den Metropolen stattfindet, ist alles möglich. Man kann sich fast ausdenken, was man will, weil die Produktionskräfte es ja hergeben«

Bernd Rabehl in: »Ein Gespräch über die Zukunft. Enzensberger mit Rudi Dutschke, Bernd Rabehl und Christian Semler«, *Kursbuch* 14, (1968).

Der 1. Teil der Wand: Der Nettoenergiefaktor

Die Energiegewinnung kostet Energie, und mittlerweile immer mehr. Bei allen Rettungsszenarien – gleich ob in Richtung Atom- oder »erneuerbare Energien« oder »Wasserstoffwirtschaft« – wird die folgende Grundfrage regelmäßig abgedunkelt: Wie ist der Nettoenergiefaktor als das Verhältnis von gewonnener zu aufzuwendender Energie?

Bei der konventionellen Ölförderung hat sich aufgrund sinkender Ergiebigkeit der Felder dieses Verhältnis schon von 100:1 auf 8:1 verschlechtert. Bei der unkonventionellen Öl- und Gasförderung (Teersande und Schiefergas) sackt es weiter ab und wird bei voller Berücksichtigung aller Energieaufwendungen zur Beseitigung von Folge- und »Ewigkeitslasten« bei entsprechend ausgedehntem Betrachtungszeitraum negativ. Die diversen Lobbygruppen der Wind- bzw. Solar- oder Atomenergie rechnen sich die Verhältnisse regelmäßig schön, und zwar dadurch, daß sie den Aufwand nur innerhalb einer sehr engen Grenze um den eigentlichen Kernprozeß der Energieumwandlung ansetzen. Der energetische Aufwand zur Gewinnung von Windstrom z. B. startet aber nicht mit der Installation der Anlage, sondern mit der Erschließung des Erzbergwerkes als Voraussetzung der Stahlproduktion für die Turbinen, und er endet nicht mit der Netzübergabe, sondern hat anteilig auch die bei Bau und Unterhalt der Netze und der Speicherkapazitäten anfallenden Energiedienstleistungen zu dekken. Die Betreiber von Windkraftparks und Photovoltaikanlagen machen es sich hinsichtlich der in ihre Anlagen eingeflossenen Energievorleistungen so einfach wie der grüne Weltenbummler, der sich die Peinlichkeit, auf seinem Flug in die USA ebensoviel Energie verbrannt zu haben wie ein Sportwagen während eines ganzen Betriebsjahres, durch die Erwägung mildert: »Den Flieger gab's doch schon, und geflogen wäre der auch ohne mich.«

Die Begriffe »Nettoenergiefaktor«, Erntefaktor, EROI oder EROEI, Payback- oder Amortisationszeit beschreiben mit jeweils leichten Perspektivenverschiebungen mathematisch das grundlegende Verhältnis der aufgewendeten zur geernteten Energiemenge oder Arbeitsleistung. Die Methodiken der Ermittlung solcher Kennzahlen sind nicht normiert, entsprechend unterschiedlich sind die Ergebnisse, je nachdem, welche Energielobbygruppe gerade rechnen läßt.

Die Problematik des Nettoenergiefaktors ist der entscheidende Punkt: Der Aufwand für die Gewinnung von Energiedienstleistungen und für den Unterhalt der entsprechenden Infrastruktur wird in allen Szenarien zu Lasten des konsumtiv oder investiv verwendbaren Anteils immer weiter steigen, bis es an einem logischen Endpunkt (der in Charles Halls »Cheese-Slicer-Modell« spätestens 2050 eintritt) kein disponibles Energieeinkommen mehr gibt, das für konsumtive oder investive Zwecke verfügbar wäre.

Charles Hall, Robert Powers und William Schoenberg: »Peak Oil, EROI, Investments and the Economy in an Uncertain Future«, in: David Pimentel (Hrsg.): *Biofuels, Solar, Wind as Renewable Energy Systems. Benefits and Risks,* Springer, New York 2008, S. 109–132.

Der 2. Teil der Wand: Die stets erneuerbaren Hoffnungen

Die konventionellen fossilen Energiequellen sind im Niedergang, der beim Öl schnell, beim Erdgas etwas langsamer spürbar werden wird. Und der fossile Energieträger mit der größten Reichweite (bis 150 Jahre), die Kohle, ist durch das CO_2-Dogma aus dem Spiel gebracht. Die erneuerbaren Energien (EE, also Wasser, Wind, Solarthermie, Photovoltaik) leisten derzeit einen Beitrag von sechs Prozent zum Primärenergieverbrauch und 16 Prozent zur Stromerzeugung Deutschland. Dieser Beitrag ist wirtschaftlich an hohe Subventionen und Marktstützungen und energetisch und stofflich an massive Vorleistungen aus fossilen Quellen gebunden. Sie sind derzeit nur lebensfähig mit den fossilen Energieträgern als großzügigem Sponsor.

Thomas Hoof: »Nochmal aufgemacht. Die Klimakiste.«, in: *Nebenbei und obendrein,* Waltrop/ Leipzig 2007, S. 116–124.

Das gilt in ähnlicher Weise für die Kernkrafttechniken, die ohne gesetzliche Haftungsfreistellungen schon allein an versicherungsmathematischen Kalkülen scheitern würden. Im übrigen ist die Energiegewinnung aus Kernspaltungsprozessen (oder gar Kernfusionsprozessen, bei denen kosmische Temperaturen zu handhaben sind) ein Unternehmen, auf das sich nur Gesellschaften einlassen, die ihre Kräfte wachsen, nicht aber solche, die sie schwinden fühlen. Das wird schon in Kürze offenbar werden, wenn bei einem großflächigen Netzausfall das immense Problem entsteht, die Kühlung der Reaktoren im dann erzwungenen Inselbetrieb sicherzustellen.

Es ist geradezu abenteuerlich, anzunehmen, daß die derzeit diskutierten EE-Techniken den Verfall der fossilen Energiequellen ausgleichen, den nötigen Umbau der in mehr als hundert Jahren gewachsenen Infrastruktur tragen und dabei noch einen positiven Gesamt-EROI liefern könnten.

Um die Größenordnungen des Bedarfs noch einmal klar zu machen: Um den von der IEA prognostizierten Fördermengenrückgang aus konventionellen Feldern (von jährlich 6,7 Prozent) auszugleichen, müßte alle zwei Jahre die gesamte Leistung Saudi-Arabiens – des mit zwölf Millionen Barrel Förderkapazität zweitgrößten Erdölproduzenten der Welt – neu an den Markt kommen. Um den gleichzeitig erwarteten Nachfragezuwachs nach Primärenergie von 2,5 Prozent p. a. (auf einen gegebenen Welttagesverbrauch 80 Millionen Barrel/Tag) zu befriedigen, müßte alle fünf Jahre ein weiteres Saudi-Arabien entdeckt, erschlossen und produktiv gemacht werden. Das wird selbstverständlich nicht passieren. Nirgendwo sind Projekte von auch nur annähernder Größenordnung geplant, geschweige denn in Arbeit.

Zudem können die EE derzeit nur einen Beitrag zur Stromversorgung leisten, nicht aber die immensen stofflichen Leistungen des Erdöls in der chemischen Industrie und für die Landwirtschaft substituieren, und die Frage, auf welchem (Um)weg sie die Wärmekraftmaschinen des fossilen Zeitalters befeuern sollen, ist gleichfalls ungeklärt. Es gibt keine Idee, wie mit Wind- und Sonnenstrom Erzbergwerke, Stahlhütten und Großschmieden betrieben werden sollen, die aber allesamt Voraussetzungen für die Produktion von Wind- und Solarenergieanlagen sind. Um wenigstens die Stromversorgung sichern zu können, brauchen die stark fluktuierenden Wind- und Photovoltaik-Kraftwerke unvorstellbare Speicherkapazitäten, zu denen es bisher nur stark techno-delirische Entwürfe gibt.

www.ringwallspeicher.de

Und: Wer, wie die Bundesregierung, bis zum Jahre 2050 die Hälfte unseres Primärenergiebedarfs aus erneuerbaren Energien decken will, sollte sich zunächst mal die Frage stellen, ob die andere, die fossile Hälfte dann überhaupt noch zur Verfügung steht – falls nicht, kann er die zweite Hälfte nämlich auch vergessen.

Die Vorstellung jedenfalls, daß wir den derzeitigen »Wohlstand«, die derzeitige Energieintensität des Lebens erhalten könnten, indem wir die schmutzigen, aber energiedichten Energieträger Öl, Kohle und Gas durch Sonne, Wind, Wasser und andere urlaubsbunte Garnituren substituieren, ist nichts anderes als eine gutgelaunte Kritzelei auf einer hübschen Ansichtskarte aus dem grünen Utopia.

Der 3. Teil der Wand: Landwirtschaft und Nahrung

Ein politisch völlig ausgeblendetes Problem ist das der Nahrungsmittelversorgung im Falle einer Energieverknappung. Die Steigerung der Arbeits- und Flächenproduktivität der europäischen Landwirtschaft seit 1950 ging nicht nur einher mit einem völligen Verfall ihrer Energieproduktivität, sondern war geradezu bedingt durch diesen. Jede Kalorie auf jedem Teller beinhaltet zehn bis 20 Kalorien an fossilen Energien.

Das heißt: Der Urproduzent Landwirtschaft ist kein Energieproduzent mehr, sondern ein Energiekonsument. Die genauesten Daten zur Energieintensität der heutigen Landwirtschaft stammen aus den USA von den Forschergruppen um Charles Hall und David John Pimentel. Danach überschüttet die US-Landwirtschaft auf dem Umweg über Ihre Nahrungsmittelproduktion jeden Bürger der USA mit 1 500 Litern Öl jährlich (Düngemittel, Kraft- und Treibstoffe). Das führte bei den Amerikanern zu der Erkenntnis: »We are eating fuels«, was sie aber bei etwas feinerem Geschmacksempfinden auch ohne aufwendige Input-Output-Analysen hätten feststellen können. Ein Liter Öl hat einen Energiegehalt von 8 800 kcal, 1 500 Liter repräsentieren demnach 13 200 000 kcal. Das heißt: Mit der täglichen Einverleibung von 2 000 bis 3 000 kcal werden energetisch etwa 36 000 kcal beansprucht, wobei der Energieaufwand für die »Veredelungsleistungen« der Lebensmittelindustrie und jene 30 bis 40 Prozent des Stromkonsums, die im Privathaushalt mittlerweile fürs Tiefkühlen, Auftauen und Garen von Lebensmitteln verausgabt werden, noch gar nicht eingerechnet sind.

David und Marcia Pimentel: *Energy, Food and Society,* Denver 1998.

In Deutschland mögen die Daten etwas weniger extrem sein; aber auch wir essen Öl. Und jede Ölknappheit wird das System dieser völlig ölabhängigen Nahrungsmittelproduktion sofort kollabieren lassen. Dies ist eine völlig neue Situation: Unter den katastrophischsten Umständen – nach Kriegen und extremen Klimaereignissen – hat die landwirtschaftliche Produktion, wenn auch mit Einschränkungen und Notbehelfen, wieder anspringen können. Das kann sie diesmal, nach unserem kurzzeitigen Ausflug ins Schlaraffenland, nicht mehr. Sie steht ebenso still wie alles andere.

Thomas Hoof: »Die Landwirtschaft – ein Dopingfall.« Vorwort zu: Hans Haase: *Ratgeber für den praktischen Landwirt,* Waltrop/Leipzig 2009.

Die Klemme: Kein Ausweg

Das »Wachstum, das wir brauchen«, brauchen wir, damit die Zinslasten aus der öffentlichen, gewerblichen und privaten Verschuldung bedient werden können. Dieses Wachstum werden wir aber durch den kommenden Energieengpaß in der physischen Wirtschaft nicht hindurchtreiben können. Mit sich verengenden Wachstumsperspektiven verliert aber das »Zukünftige Sozialprodukt« als der letzte Großbürge für all die Schuldenmassen seine Bonität. Banken oder auch Staaten in den »verdienten« Bankrott zu schicken, ist keine Lösung, denn deren Schulden sind auf irgendeinem anderen Konto als Vermögen gebucht. Jede durch Insolvenz auf Null gestellte Verbindlichkeit nimmt einen gleich großen Vermögenstitel mit in den Orkus – und keineswegs nur die Bankguthaben der Geldeliten, sondern ebenso Spareinlagen, Lebensversicherungen und Rentenansprüche. Selbst die wölfischen Hedgefonds sind ja auch im Auftrag ganzer Dackelpopulationen unterwegs, die sich von deren Beutelust ein Zubrot im Rentenalter versprechen. Aus dem Bankrott (von Banken oder Staaten) wird also ab einem bestimmten kritischen Punkt ein mit Kettenreaktion und Dominoeffekt um den Globus rasender Gesamtbankrott. Um das zu vermeiden, nimmt gerade der deutsche Staat – ohnehin völlig ausgelaugt, seit er vom »Vater Staat« zur Mutterkuh gegendert wurde – die Schulden der halben Welt auf seine gebeugten Schultern.

Der Weg in eine »steady-state«-Ökonomie, eine Nachwachstums- oder eine Nachkohlenstoffgesellschaft ist zwar durch die kommende Energieverknappung definitiv vorgezeichnet, aber es gibt keine Idee, wie er ohne ein Stück »Freien Falls« aus der Schuldenfalle hinaus zu erreichen wäre. Das System ist also, um das Mindeste zu sagen, hoch gestreßt und balanciert äußerst mühsam und mit unsicheren Schritten auf dem Grat eines nach allen Seiten steil abfallenden Gipfels. Es wird nach unten gehen – sei es im Stürzen, im Rutschen oder doch, im besten Falle, mit einer heiklen, größte Umsicht erfordernden Kletterpartie. – – –

www.postwachstumsoekonomie.org

www.postcarbon.org

Der Weltenlauf ist offenbar auch eine regulative Veranstaltung zur Behebung von Störungen. Wo ein Zuviel sich aufbaut, da kommt die Hemmung, und wo eine Ermüdung eingetreten ist, da wird befeuert. Die Amplituden schießen manchmal ein sehr weites Stück nach außen. (Und es ist hart, wenn der eigene Lebenskreis ausgerechnet auf diesem Kurvenstück verläuft.) Doch irgendwann, weit früher, als man's merkt und hört, öffnen sich die Ventile, damit die Rückstellkräfte wirksam werden. Und dann – nach welchen Wirren auch immer – kann man wieder aus dem leben, was immer gilt. Und dazu zählt, ganz einfach, daß Bäume niemals in den Himmel wachsen.

Wir Unbeholfenen

von Götz Kubitschek

Unter denen, die vom gesprochenen und geschriebenen Wort leben und ihm als Leser und Verfasser einen hohen Rang beimessen, ist die Überschätzung der Bedeutung ihrer eigenen Rede- und Denkbeiträge wohl der am weitesten verbreitete Fehler. Ganze Denk- und Schreibmilieus drehen sich nur um sich selbst. Es gibt Periodika soziologischer, politologischer, religionswissenschaftlicher, philosophischer Ausrichtung, die alle sechs Monate erscheinen und im Abonnement zwischen zwei- und dreihundert Euro kosten. Es gibt Verlage, die hundertfünfzig Seiten einer geisteswissenschaftlichen Spezialabhandlung mit schlechter Bindung und einem Lappen als Einband für achtundneunzig Euro anbieten. Es gibt Tagungsbände, die fünf Jahre nach einem Kongreß erscheinen, der seinerseits bereits unerheblich war, als er stattfand. Die Verbreitung solcher Erzeugnisse ist außerhalb von Bibliotheken und Fachbereichen gleich Null.

»Dabei liegt auch über unserer bescheidenen Wachheit der Schlaf der Epoche, den erst eine nächste vertreiben wird. Diese wird dann auch in unserem Epochenbewußtsein, das sich selbst für das allumfassendste hielt, eine wunderliche Menge an Unkenntnis und unverzeihbar Übersehenem entdecken; viel Schlaf eben.«

Botho Strauß, *Die Unbeholfenen*, S. 96

Von alledem ist das Milieu, das unter anderem auch die *Sezession* liest und trägt, zum Glück weit entfernt. Es ist ein konservatives, ein intellektuelles, rechtes Milieu, das nur über sehr begrenzte Ressourcen verfügt und deshalb sparsam mit seinen Mitteln umgehen muß. Das kommt der Veröffentlichungsdisziplin zugute. Man publiziert nicht von Fachkollege zu Fachkollege, sondern achtet auf Relevanz und Wirkung.

Die bevorzugten Betrachtungsgegenstände dieser weltanschaulichen Richtung sind Geschichte, Gegenwart und Zukunft solcher unmittelbar das Leben des Einzelnen rahmenden Größen wie Volk, Nation und Staat. Dabei geht es weniger um Details, mehr ums Grundsätzliche, und regelmäßig (auch in diesem Beitrag wieder) um die Bestimmung der eigenen Beurteilungsposition, die vor allem vor fremden Ohren erklärungsbedürftig zu sein scheint. Eigentlich aber ist sie etwas ganz Selbstverständliches: pragmatisch ausgedrückt ist diese Beurteilungsposition der Wunsch, das Deutsche in seiner Eigenart noch eine lange Weile in Form der geliebten Heimat durchzutragen (wobei über dieses Eigene sich klar ist, wer einmal eine Weile im Ausland war); pathetisch ausgedrückt ist sie das stolze Bewußtsein, Teil der langen Kette Deutscher zu sein, die ein Volk von welt-

politischer Bedeutung bilden; politisch ausgedrückt ist sie das Vorhaben, auch künftig Herr im eigenen Haus zu sein und über Ausstattung, Zustand, Grundordnung, Raumaufteilung und Mieter weiterhin selbst zu entscheiden.

Die Frage ist, ob man sich als Vertreter dieser Positionen aus einer Art geologischer Gelassenheit heraus an die Beurteilung der »Lage 2012« machen kann. Der Unternehmer Thomas Hoof hat das Credo dieser Haltung in seinem Beitrag für dieses Heft formuliert: »Der Weltenlauf ist offenbar auch eine regulative Veranstaltung zur Behebung von Störungen. Wo ein Zuviel sich aufbaut, da kommt die Hemmung, und wo eine Ermüdung eingetreten ist, da wird befeuert. Die Amplituden schießen manchmal ein sehr weites Stück nach außen. Doch irgendwann, weit früher, als man's merkt und hört, öffnen sich die Ventile, damit die Rückstellkräfte wirksam werden. Und dann – nach welchen Wirren auch immer – kann man wieder aus dem leben, was immer gilt.«

»Und nichts gab es mehr, das neue Vergangenheit bildete. Nichts, was einst sein konnte, gewesen, sondern alles unablässig heute. Keine neuen Menschen sind unsere Kinder, sondern Kinder wie wir.«

Botho Strauß, *Die Unbeholfenen,* S. 54

Thomas Hoof ist von der Wirkmächtigkeit einer Art Ur-Pendel überzeugt, und seine in Lebens- und Unternehmerpraxis umgesetzten Leidenschaften für Nachhaltigkeit, Autarkie, wirklich ausgeglichene Energiebilanz, vortreffliches Handwerk und Generationendenken lassen ihn tatsächlich auf Lebensgrundlagen stoßen, aus denen heraus immer wieder ein Beginn und eine nächste Blüte möglich sind. Dazu gehört – er wird den Begriff begrüßen oder wenigstens akzeptieren – eine aus der großen Gelassenheit genährte »Lebensfrömmigkeit«, eine rational zwar stützbare, nicht jedoch im Letzten durchschaubare Zuversicht, daß es immer weitergehe: nicht nur nach oben (wie es der stupide Linke vermutet) und nicht nur nach unten (dem Gesang reaktionärer Klageaphoristiker folgend), sondern alternierend, in Lebenswellen.

Niemand, der über die konservativen Debatten und Prognosen der letzten Jahrzehnte nachliest, kann übersehen, daß man rechts der Mitte in die Theorie und in den Lebensvollzug die große Krise, den Umschlagpunkt, die Kehre mit einbezieht und auf sie wartet, ja sogar auf sie hofft: auf die Zeit, in der das Pendel zurückzuschwingen beginnt und in der das Leben und die Wirklichkeit die Theorie der linken, grenzenlosen Emanzipation korrigieren. Die siebziger und achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts sind die beiden Jahrzehnte einer beinahe lässigen konservativen Selbstsicherheit in der Erwartung eines natürlichen Endes der Studentenbewegung: Der Arbeitsmarkt und die Notwendigkeit, sich beruflich und familiär festzulegen, würden den rebellierenden Studenten über Nacht ein konservatives Korsett verpassen. Nichts dergleichen geschah, und wenn sich »die Jugend« heute eher an Familie, Zuverlässigkeit und Lebenssicherheit orientiert, dann gehört dazu auch das Brave, das sie daran hindert, die Gesellschaftsfassade mit konservativem Furor abzuräumen und den Staat neu zu bauen.

1989/1990 erscholl für die Deutschen der »Rückruf in die Geschichte« (Karlheinz Weißmann), und nun endgültig schien die Kurvenbahn nach links an ihre äußerste Grenze gekommen zu sein, und wie eh und je hätten die regulativen Rückstellkräfte wirksam werden müssen. Aber auch diese Hoffnung trog, und so ist es bis heute: Das konservative, das rechte Milieu hangelt sich von einem vermuteten »äußersten Punkt« linker, liberaler Dominanz zum nächsten, von Wendewunsch zu Wendewunsch, als könne man mental so etwas wie historische Gerechtigkeit erzwingen (»Jetzt sind aber wir mal an der Reihe«).

»Sind es denn nicht die Gequälten und Geschlagenen – von Idee, Politik, Fremdherrschaft und dürftiger Zeit geschlagenen, die den Magnetkern der deutschen Literatur bilden? Welche Sprache, die wir aus neueren Büchern kennen, wäre rauh und anstößig genug, um auch nur einen schwachen Eindruck von der Unwegsamkeit des Wegs zu geben, auf dem wir dahinziehen?«

Botho Strauß, *Die Unbeholfenen,* S. 84

Die Konservativen, die Rechten haben bei diesem Pochen auf das Naturgesetz des ewig schwingenden Pendels jedoch eines übersehen: Die Totalemanzipation des Einzelnen, das heißt seine Befreiung aus jedwedem Zwang, den das Leben auf ihn ausüben könnte, hängt unmittelbar mit der Verfügbarkeit billigster Energie zusammen. Und diese Energie ist verfügbar, noch immer. Nicht ohne Grund ist wiederum im Beitrag von Thomas Hoof der Dutschke-Weggefährte Bernd Rabehl mit den Worten zitiert, man habe sich 68 fast ausdenken können, was man wollte, »weil die Produktionskräfte es ja hergeben«. Damit entfiel und entfällt bis heute der Grund für die urkonservativen Erziehungs- und Formungsgrößen schlechthin: Verzicht, Beschränkung, Disziplin in der Phase des Lebensaufbaus, Sparsamkeit vor dem Genuß, Zwang zur Materialerhaltung, Achtsamkeit im Umgang mit dem Geschaffenen, Respekt vor dem Lebenswerk, kurz: auch im persönlichen Leben das Alternierende, der zähe Auf-

bau bei Rückschlägen oder nach den Schicksalsschlägen in großen historischen Zäsuren.

Auch die Konservativen sind längst total emanzipiert, auch sie verweigern sich nichts, verweigern ihren Kindern nichts, es sei denn, sie sind vom selben Verzichtsethos erfüllt, den man an den wahren, frühen Grünen so sehr bewundern sollte: Verzicht aus Einsicht in die Endlichkeit aller Ressourcen, Verzicht aus Hoffnung auf eine Kommune der Hilfsbereitschaft, der Solidarität im Wenigen, Verzicht zur Weckung altruistischer Regungen in einer asozialen, ich-betonten Welt. Haben diese frühen Grünen gewußt, daß die DDR ihren Bewohnern dieses Verzichtsethos bis zuletzt aufzwang, und zwar nicht aus pädagogischen Gründen, sondern aus blanker Not? Man wußte dort planwirtschaftlich die Energie in der Tat nicht halb so effektiv einzusetzen wie in der unternehmergesteuerten BRD, und wer denjenigen zuhört, die den Alltag im DDR-Staat erlebt haben, weiß, daß der Westen dem sozialistischen Ideal viel näher kam als je der Realsozialismus zwischen Suhl und Rostock. Das, was wir heute an Sozialtransfer, an Konsummöglichkeit auf billigstem Niveau, an Dumpingreisen, verfügbarer Freizeit, Schicksalsabfederung haben, war wohl das, wovon die DDR-Führung ihre Bürger träumen ließ.

Der bekennende Kommunist und *FAZ*-Redakteur Dietmar Dath (einer der Protagonisten des unübersehbaren, neuerlichen Linksrutsches des Blatts) schrieb neulich, daß seine Idealgesellschaft von einer Folgenlosigkeit des Irrtums gekennzeichnet sei. Der Mensch werde sich ununterbrochen konsequenzlos irren, werde alle individuell angehäuften Irrtumskosten ununterbrochen auf die grenzenlose Solidargemeinschaft abwälzen dürfen. Ist das nicht genau das, was Rabehl vor 40 Jahren empfand? Daß alles, aber auch wirklich alles denkbar und vorstellbar sei, weil es die Produktionskräfte hergäben? Daß also der Mensch im Zustand eines irrenden, unverantwortlichen Kindes gehalten werden könnte, weil der Energieaufwand der permanenten Bereinigung nicht stärker ins Gewicht fiele als die Hand einer aufräumenden Mutter?

»In einer erleichterten Welt sucht jedes Teil, das nicht mehr genügend Leistung erbringt, nach einem künstlichen Verstärker und Unterstützer.«

Botho Strauß, *Die Unbeholfenen*, S. 78;

Bild: Searchlights von Christopher Nevinson, um 1916 aus dem Umfeld der Gruppe »Blast«.

Dieser Entwurf ist in weiten Teilen zur Wirklichkeit geworden, und die Solidargemeinschaft kann sich die totale Abfederung jedes noch so wissentlich herbeigeführten Lebensphasenirrtums durch die »Abholzung der unterirdischen Wälder« (so das Bild Rolf Peter Sieferles für die fossilen Brennstoffe) energetisch tatsächlich leisten, kann jede noch so große Faul- und Trägheit durch unverhältnismäßigen Energieinput ausgleichen und den faulen, trägen, dümmeren Bevölkerungsanteil durch ein hanebüchenes Anreizsystem auch noch vermehren – ohne daß die Fleißigen auf irgendetwas verzichten müßten.

Dabei steckt nur in diesen Leistungsträgern noch so etwas wie ein konservativ-revolutionäres Potential: Müßten sie den Faulen und den Idioten geben, was ihnen danach selbst fehlte, wäre es mit Daths Recht auf den permanenten Irrtum rasch vorbei: Die Faulen würden aus dem Bett getrieben, die Infantilen würden entmündigt, *suum cuique,* Jedem das Seine. Aber, so ist es nicht, derzeit, und Arnold Gehlen muß genau dies vor Augen gehabt haben, als er davon schrieb, daß den postindustrialisierten Menschen, den Menschen der Massengesellschaft von seinen Vorfahren eine »Kulturschwelle« trenne. Jede konservative Kulturkritik ist gegen die emanzipatorische Macht der Energieverschwendung chancenlos, weil es keinen Grund gibt, auf das zu verzichten, was alle anderen für

sich in Anspruch nehmen – es sei denn, man hat eine bestimmte Form von sich und dem eigenen Lebenskreis vor Augen, die nur in Askese ausgebildet werden kann. Aber das wird jenseits des Hoftores niemand verstehen.

Es gibt aus dem Jahre 2008 von Botho Strauß ein seltsames Buch. Auf der Rechten kennt es kaum jemand, obwohl Kritiker in ihm die Auswalzung und Fortschreibung des großen und berühmten Essays »Anschwellender Bocksgesang« sahen. *Die Unbeholfenen* heißt dieses Buch, und diese »Bewußtseinsnovelle« (so der Untertitel) ist nichts anderes als die Darstellung einer Denk-Familie, die in sich selbst und in einem formschönen, eloquenten Dauergespräch ihre Legitimation finden muß, weil von außen, von den Umständen her keine kommt. Wer aus der Angst heraus, im Großen und Ganzen nichts zu bedeuten, ein übertriebenes Selbst-Bewußtsein entwickelt, muß »nicht nach draußen gehen, um zu erfahren, was draußen vor sich ging«, denn: »Ein Draußentag genügt, und alles Miteinander-Füreinander, das du in dir trägst, verfinstert sich«. Das ist die Bewußtseinsbeschreibung abgeschotteter Milieus. Man will ein »Vorsprung in die nächste Zukunft« sein, ein »Restlichtverstärker für die ein oder andere vergehende Ansicht oder Einsicht«; man spricht, »um wie bei der Flurprozession der Römer, den Rogationen, den Acker unserer Zeit zu umschreiten« und beschreibt sich als »Dativ-Menschen«, lebend »nach dem Motto: Ich bin, was mir widerfährt.«

Daß dies die Formel für die Dekadenz, für den Abschied vom Agieren ist, wird nicht ausgesprochen, aber diese Folgerung beschleicht einen, und man wird, während man liest, immer stiller. Zu nah rückt einem dieses »übriggebliebene« Haus »mitten in einem öden Gewerbepark«, in dem sich die selbsternannten »geretteten Figuren« in ihrem unausgesetzten feinen Gespräch ergehen und ihre Daseinsberechtigung formulieren. Die Kulturkritik ist auf der Höhe der Zeit, sie ist konservativ, rechts, aber hilflos. Einer sagt: »Ich glaube, ich bin der letzte Deutsche. Ein Strolch, ein in heiligen Resten wühlender Stadt-, Land- und Geiststreicher. Ein Obdachloser«, ein anderer meint: »Daß wir sprechen wie wir sprechen, ist nur noch ein Verständigungsmedium unter Besiegten«, und ein dritter beschwört: »Nicht wahr, Freund, es muß noch einen, einen letzten Aufstand des Herzens geben.«

Dieser Aufstand wäre rührend, wenn er nur einer des Herzens wäre. Und das konservative Denken bliebe sinnlos, wenn gelänge, wovon kurioserweise auch Konservative träumen: daß nämlich endlich eine Energieform gefunden würde, die nicht endlich, sondern unbegrenzt zur Verfügung stünde. Dann gäbe es von dieser Seite her keinen zwangsläufigen Rückschwung des Pendels mehr, dann wäre es möglich, unbegrenzt zuzukleistern und zurechtzurücken, was der nicht-erzogene, der totalemanzipierte, der kindisch gebliebene, der unangestrengte Mensch Tag für Tag auf Kosten der Allgemeinheit verbockte. Das »Leben aus dem, was immer gilt« wäre ersetzt und entwürdigt zugleich durch ein »Leben aus dem, was unbegrenzt sprudelt«. Keine Kulturkritik, kein Verweis auf anthropologische Konstanten, auf die Häßlichkeit der Dekadenz und auf die Verpflichtung aus einer großen Geschichte wäre imstande, den Menschen (und mitinbegriffen auch den deutschen Menschen) von seiner endgültigen Verhausschweinung abzuhalten. Selbst die absehbare Überfremdung mit all ihren zwar geleugneten, aber irgendwann sichtbar katastrophalen Auswirkungen wäre dann kein hinreichender Grund mehr für eine konservative Reconquista: Auch bisher ließen sich ethnische Bruchlinien und kulturelle Kämpfe mit viel Geld zukleistern und abfangen. Wieso sollte dieses Allheilmittel in zehn Jahren nicht mehr anschlagen?

Wir Unbeholfenen! Wer rechts ist, konservativ ist, muß sich für sich und das ganze Volk ein hartes Leben wünschen, zumindest für jede zweite Generation. Es ist doch längst in unser Bewußtsein eingesickert, daß es dort, wo Schicksal, Härte und Verzicht ausgehebelt sind, keine Konservativen von Bedeutung geben kann. Und wenn es dabei bleibt, dann sind wir noch nicht einmal mehr ein »Vorsprung in die nächste Zukunft« und diejenigen, die das Wort für Morgen vorgedacht haben. Dann ist unser wirklichkeitsnahes Denken, ist der rechte Gegenentwurf nur mehr eine Freizeitbeschäftigung: »Eine Schale mit Zuchtperlen ausschütten, die zu nichts gut sind, als sie einmal heftig hüpfen und kichern zu lassen auf dem Boden. Dann kullern sie noch ein Streckchen und liegen schließlich glanzlos in den Fugen wie aller Schutt« (Botho Strauß).

»Wie reagiert die Komfortgesellschaft auf die Unduldsamkeiten einer fremden Religion? Natürlich mit ihren hauseigenen Mitteln der Toleranz. Diskussion, Konferenz, Konfliktforschung. Hierbei fehlt es nicht an klugen Worten, doch unsere Worte – im Gegensatz zu denen unserer Verächter – haben jede Bedeutung eingebüßt. Wir, die jetzt schon Besiegten, können alles sagen und sagen nichts. Wäre unser Sagen ebenfalls eingeschränkt wie das ihre, durch religiöses Gesetz und Konzentration auf Pflichten, auf eine kämpferische Handlung oder nur Haltung, so würde es zwangsläufig wieder Bedeutung gewinnen. Aber der Komfort kämpft nicht.«

Botho Strauß, *Die Unbeholfenen,* S. 89

Literaturhinweise:

Botho Strauß: *Die Unbeholfenen,* München 2008;

Botho Strauß: »Anschwellender Bocksgesang«, Fassung aus Strauß: *Der Aufstand gegen die sekundäre Welt,* zuletzt München 2004;

Thomas Hoof: »Der Tanz auf der Nadelspitze«, in: *Sezession* 46 (2011);

Rolf Peter Sieferle: *Das Ende der Fläche,* Köln 2006;

Karlheinz Weißmann: *Kurze Geschichte der konservativen Intelligenz nach 1945,* Berlin 2011.

Die Politik des Als-ob

von Karlheinz Weißmann

Wahrscheinlich sollte man die Pokermanie, die für eine gewisse Zeit Deutschland und die westliche Hemisphäre überhaupt heimgesucht hat, nicht überbewerten. Aber signifikant ist doch das, was die Aura, den Chic dieses Spiels ausmacht: die Täuschung, der *bluff*. In der Vergangenheit konnte man den Begriff sogar synonym für Poker verwenden. Man darf seinen Kontrahenten etwas vormachen, was nicht ist, um sie zu verblüffen (eine denkbare etymologische Wurzel von *bluff*) und sich einen Vorteil zu verschaffen, der ist und der sogar zum Sieg führen kann, falls sich die anderen übertölpeln lassen und der, der blufft, die Nerven behält. Der *bluff* ist für das Pokern von zentraler Bedeutung, die Bewunderung für den geschickten *bluff* jenseits dieses Raumes jedoch kaum so groß.

Dabei gibt es die erlaubte Täuschung auch in anderen intelligenten Spielen. Das hängt mit der existentiellen Bedeutung des Spiels für den *homo ludens* zusammen: Wir üben im Spiel für das Leben, und die Neigung, ein Spiel ernst zu nehmen, trotz des Wissens, daß es sich um ein Spiel handelt, gehört zu unserem Wesen. Wir lernen früh und immer neu, daß Täuschung zum Menschen gehört. Denn wir sind dauernd mit Täuschung befaßt, täuschen andere und wissen das, dulden das oder ent-täuschen, achten darauf, nicht getäuscht zu werden, täuschen uns selbst und wissen auch das, fahren aber damit fort, weil die Ent-Täuschung zu bitter oder unbequem wäre. Es gibt zwar so etwas wie ein prinzipielles moralisches Verdikt gegen die Täuschung, aber stillschweigend bleibt angenommen, daß es erlaubte, gnädige, nützliche Täuschungen, vielleicht sogar notwendige Täuschungen gibt. Das gilt im Hinblick auf unsere private wie gesellschaftliche Existenz, und die Einsicht darein ist ein alter Hut.

Das »mundus vult decipi« – »die Welt will betrogen sein«, ein Satz unklarer Herkunft, den man in seiner lateinischen Fassung den Römern durchaus zutrauen darf, welcher aber noch besser zu Machiavelli paßt, der in seinem legendären *Fürsten* einen Hymnus auf die Täuschungsfähigkeit schrieb. Er legte dar, daß der Mächtige in sich die Tugenden von Löwe und Fuchs vereinigen müsse; die des Löwen brauche er, um über-

haupt in den Besitz von Macht zu kommen, die des Fuchses, um sich ihren Besitz zu erhalten. Denn dazu genüge nicht, Gewalt anzudrohen, man müsse vielmehr bereit sein, jede List und jede Lüge zu gebrauchen, sein Wort zu brechen und Verrat zu begehen: »Wer am besten Fuchs zu sein verstanden hat, ist am besten gefahren! Doch muß man sich darauf verstehen, die Fuchsnatur gut zu verbergen und Meister in der Heuchelei und Verstellung zu sein. Die Menschen sind ja so einfältig und gehorchen so leicht den Bedürfnissen des Augenblicks, daß der, der betrügen will, immer einen findet, der sich betrügen läßt.«

Für Machiavelli ging es immer um den »Anschein«. Der, der die Macht ausübt, muß sich gnädig, gerecht, großherzig, milde geben, es aber nur ausnahmsweise sein – dann nämlich, wenn ihm das einen Vorteil verschafft. Echte Tugendhaftigkeit hielt Machiavelli für problematisch, sie schwäche den Führer und zöge letztlich den Untergang seiner Herrschaft nach sich. Der Realismus Machiavellis ist unbestritten, aber bedurften die Mächtigen jemals solcher Belehrung? In den politischen Eliten aller Zeiten und Weltgegenden muß es ein Wissen um die *arcana imperii* und die Notwendigkeit gegeben haben, im Umgang mit seinesgleichen und Untergebenen deren Anwendung zu trainieren. Die beiden ersten Ratschläge, die der sterbende Mazarin dem jungen Ludwig XIV. gab, waren: »Täusche« und »Verstelle Dich«. Aber wenige hatten die Virtuosität in der Umsetzung, die dem Kardinalpremier eigen war, der jedenfalls wußte, daß zur Kunst des Befehlens immer auch gehört, Sicherheit und Überblick vorzutäuschen, vor allem aber die Untergebenen in der Idee der Vorzüglichkeit der Oberen zu bestärken. Andererseits war die Basis selten so dumm, das Spiel überhaupt nicht zu durchschauen. Noch jede Hungerrevolte speiste sich aus der Überzeugung, daß man kein Brot habe, während die Herren Kuchen essen würden, noch jede religiöse Umwälzung aus der mehr oder weniger gutbegründeten Ahnung, daß die Priester den Regeln selbst nicht folgten, die sie den Gläubigen auferlegten. Nur die Intelligenz war hin- und hergerissen zwischen dem Bedürfnis nach Demaskierung, um die Sitten zu bessern, und der Faszination durch den Wechsel von Larve und Entlarvung.

Maurice Joly: *Handbuch des Aufsteigers,* zuletzt München 2004.

Erst die Aufklärung im Vorfeld der Französischen Revolution – deren Kernprogramm Ent-Täuschung war – bestand ganz konsequent darauf, Einsicht in die Zusammenhänge breitenwirksam zu machen. Und mochte der Bauer in der Provinz nur eine jener *jacquerien* im Kopf haben, die es immer wieder gegeben hatte, wenn es darum ging, die Lasten und Dienste abzuschütteln: der Bürger der Stadt sah auf der Bühne den klugen Diener den dummen Adligen übertölpeln, konnte den süffisanten Bemerkungen seines Abbé anmerken, daß er glaubenslos war, und im Journal lesen, welche Sittenlosigkeit es unter denen gab, die sich nach wie vor Aristokraten nannten und mithin als »die Besten« betrachteten. Hippolyte Taine hat in seiner großen Geschichte der Revolution darauf hingewiesen, daß es nicht so sehr die Reformunfähigkeit der Monarchie war, die deren Untergang herbeiführte. Es sei vielmehr die Sentimentalität des Adels gewesen, der die Hohlheit seiner eigenen Existenz durchschaute, dieses Wissen nicht mehr ertrug und fatalerweise glaubte, die Dinge dadurch zu bessern, daß er jovial auftrat. Er habe die Mißstände gar nicht mehr beschönigt, sondern jede Feder unterstützt, die sie anprangerte. Dabei übersah er nur, wie weit der Zerfall längst gediehen war, und hatte von der Situation, in der er sich befand, keinerlei Vorstellung, pflegte vielmehr einen grundlosen Optimismus: »Die Salons haben beschlossen, es werde alles gut werden, – nun, so muß denn alles gut werden. Niemals war eine Verblendung vollständiger und freiwilliger.«

H.[ippolyte] Taine: *Die Entstehung des modernen Frankreich,* Erster Band: *Das vorrevolutionäre Frankreich,* Leipzig o. J.

Wenn man festhält, daß zu jedem gesellschaftlichen System die Bereitschaft zu täuschen und die Bereitschaft, sich täuschen zu lassen, gehören, kommt sein Ende, sobald die Bereitschaft zu täuschen erlahmt und die Bereitschaft, sich täuschen zu lassen, in der Breite aufhört. Die Gründe dafür mögen verschiedene sein, aber aufs Ganze gesehen gilt hier so etwas wie ein soziales Gesetz – bis heute, muß man betonen, denn obwohl die in der Moderne mächtigen politischen Bewegungen immer wieder mit dem Versprechen von »Öffentlichkeit«, »Transparenz«, »Mitbestimmung«, »herrschaftsfreiem Diskurs« aufgetreten sind, haben sie sich – einmal an der Macht – doch stets der Täuschung bedient. Allerdings ist die Situation insofern qualitativ verändert: Die Moderne ist gekennzeichnet durch eine neuartige Zugänglichkeit von Informationen, und die Kollektiverfahrungen des

19. und 20. Jahrhunderts liefen auf so nachhaltige – weniger theoretische als vielmehr praktische – Enttäuschungen hinaus, daß eine dauerhafte Rückkehr zur Leichtgläubigkeit der Vergangenheit unmöglich geworden ist.



Friedrich Meinecke: *Die deutsche Katastrophe,* Wiesbaden 1946.

Der Historiker Friedrich Meinecke hatte schon für die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg einen »Massenmachiavellismus« beschrieben, also eine allgemeine, von jedem mehr oder weniger geteilte, mehr oder weniger zynische Weltdeutung. Zwar hat es auch später immer wieder Phasen sekundärer Naivität gegeben – eine Art willentlicher Blindheit –, aber die Grundtendenz der Entwicklung lief doch letztlich darauf hinaus, daß alle allen mit einem Augurenlächeln begegnen. Ein Indiz am Rande: Ausgerechnet die »skeptische Generation« (Helmut Schelsky) der fünfziger und sechziger Jahre machte Billy Wilders *Eins, zwei, drei* genauso zum Kassenerfolg wie die seichte Verfilmung von Thomas Manns *Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull.* Der jugendliche Held, im einen wie im anderen Fall gespielt von Horst Buchholz, war der erfolgreiche Bluffer, also gerade niemand, der das Leistungsprinzip des Wirtschaftswunders verkörperte oder die Werte der »Restauration« mit Ordnung, Sitte, Pünktlichkeit, sondern einer, der nur vortäuschte, durch Überzeugungstreue oder Anstrengung nach oben gekommen zu sein.

Lionel Trilling: *Das Ende der Aufrichtigkeit,* München 1980.

Der heute fast vergessene Literaturwissenschaftler Lionel Trilling hat in seinem Buch *Das Ende der Aufrichtigkeit* die Phasen eines Zersetzungsprozesses nachgezeichnet, dem zuerst die Vorstellung von der aus religiösen Gründen notwendigen Tugend, dann die der Anständigkeit und innerweltlichen Askese des Bürgers zum Opfer fielen, zuletzt aber auch der Glaube an die Möglichkeit individueller Authentizität. Trilling bezog sich bei seiner Analyse auf Nietzsches Rede vom »Verlust des Schwergewichts«, gemeint war das »Schwergewicht« des Lebens. Die moderne Welt, so seine Argumentation, ermögliche eine Existenz, die glaube, von ihren Bedingungen absehen zu können, die keine Konsequenzen fürchte, weil sie deren Ausbleiben regelmäßig erfahre. Das Leben werde leichter und deshalb werde die Härte und Strenge der alten Ordnung, vor allem deren notwendiger Überschuß, unerträglich. Immer weniger sehen die vielen ein, wie notwendig das Sich-Fügen ist, wie eng es mit dem Aufbegehren zusammengehört und die Konturen eines Charakters zieht.

Charakterschwäche wiederum hat mit Gewissensschwäche zu tun und damit, daß ohne die frühere Beschränkung auch die Aufrichtigkeit an Rang einbüßt. Ihre metaphysische Stütze hat sie längst verloren (noch Rousseau wollte keinen Schwur eines Atheisten anerkennen, da diesen nichts zwinge, die Wahrheit zu sagen), und wenn auf Nützlichkeit abgestellt wird, kann sie keinen Nutzen beweisen. Nur als Teil der Konvention hat sie keine Existenzberechtigung, kommt nur noch im Tableau der wünschenswerten Verhaltensweisen vor. Man verkauft seine Seele eben mit einer gewissen Saloppheit.

Bei dieser Schilderung der Entwicklung konnte Trilling noch gar nicht absehen, welche Perspektiven sich durch die Schaffung der Dienstleistungsgesellschaft einerseits, die *virtual reality* andererseits ergeben würden. Was den tertiären Sektor angeht, so bot er seit je – viel eher als die Produktion in Landwirtschaft, Handel und Industrie – die Möglichkeit, eine Fähigkeit oder ein Tun nur vorzutäuschen. Durch das stürmische Anwachsen seiner Bedeutung in den entwickelten Ländern entstand eine im-



mer breiter werdende Schicht, die im Grunde nie Rückmeldung erhielt, ob das, was sie tat, taugte oder nicht; gleichzeitig lernten ihre Angehörigen, sich nicht nur wichtig zu nehmen, sondern für unverzichtbar zu halten. In ihrem Interesse lag und liegt der immer weiter gehende Ausbau der Bürokratie bei gleichzeitiger Entkoppelung von den Sachverhalten, auf die sie Bezug nimmt, und sie kontrolliert auch den Ausbau einer Rekrutierung, die wohlwollend als »Bildungsexpansion«, weniger wohlwollend als System von Scheinqualifikationen beschrieben werden kann. Obwohl es zum Alltagswissen der meisten gehört, daß es hier nicht um Kompetenz, sondern um das Vortäuschen von Kompetenz geht, ist die Entschlossenheit erheblicher Bevölkerungsteile unbestreitbar, die Lüge aufrechtzuerhalten, deren Vorteile für den einzelnen auf der Hand liegen. Ein ähnliches Zusammenspiel kann man auch für die Hinnahme der Dysfunktionen des Sozialstaats, die Akzeptanz der Politischen Korrektheit oder anderer Formen von Wirklichkeits-Erfindung vermuten. Es ist nie so, daß der Täuschungscharakter nicht begriffen würde, sondern so, daß man die Nützlichkeit des Als-ob versteht und nutzt. Das vorausgesetzt, erklärt sich auch der Mangel an echter Empörung über die mehr oder weniger dramatischen Entlarvungen der letzten Monate. Gelassen schaut man auf die Unfähigkeit der politischen Klassen halb Europas, die Bereitschaft der eigenen, langfristige nationale Interessen zu opfern, die systematisch gefälschten Wirtschaftsdaten der Griechen, den eigenen Status in der Liste der korrupten Staaten, die Statistik der Analphabeten oder den erschlichenen Doktortitel des Bundes- und den wertlosen des Landesministers, schließlich die Chuzpe des Bundespräsidenten.

Allegorie der Heuchelei – Frau mit Maske und Granatapfel, Gemälde von Lorenzo Lippi (1605–1665)

Wenn Frank Schirrmacher beklagt, daß die Integrität des höchsten Staatsamtes nur noch auf »Fiktion«, also Täuschung, beruhe und daß dieser Sachverhalt als symptomatisch zu betrachten sei, weil die Elite sich längst darauf verständigt habe, solches zu dulden, so sind seine Erwartungen in die Abhilfe durch Basisbewegungen, ob es sich um die Piraten oder Occupy handelt, doch merkwürdig naiv. Denn die Menschen werden durch die Vorgänge nicht erschüttert. Sie haben sich in sehr großer Mehrheit mit dem Als-ob arrangiert, weil ihnen ihre Erfahrung sagt, daß so durchzukommen ist. Und noch in der Bemerkung des Kommentators, das Staatsoberhaupt habe »seine Rolle« (Nils Minkmar) verfehlt, kommt mehr zum Ausdruck als die soziologische These vom Merkmalsträger Mensch: Da wird moniert, daß einer sich nicht darauf versteht, jene Schau zu liefern, für die man ihn bezahlt.

Tatsächlich ist das ein Unbehagen an der Allgegenwart der »Fiktion« (Schirrmacher dixit). Es gehört seit je zur konservativen Zeitkritik, daß sie an dieser Stelle ansetzt, daß sie darauf beharrt, daß mit der Täuschung als Grundlage nicht durchzukommen ist. Arnold Gehlen hat in *Moral und Hypermoral* geäußert, es sei nichts perfider, als das »Reich der Lüge« zu errichten. Womit er nicht rechnete, nicht rechnen konnte, war dessen Aufbau mit Zustimmung aller Beteiligten. Das unterscheidet die gegenwärtige Lage so eindeutig von jeder früheren: daß es aussieht, als ob eine Ordnung dauernd auf systematischer Täuschung beruhen kann. Es gibt angesichts dessen nur zwei Hoffnungen: daß die Menschen noch nicht so viel an Seelenkraft eingebüßt haben, daß sie einen solchen Zustand wirklich ertragen; und daß jene drastischen Erfahrungen nicht länger auf sich warten lassen, die schon immer und unfehlbar zur Ent-Täuschung beigetragen haben.

Arnold Gehlen: *Moral und Hypermoral*, Frankfurt a. M. 1969.

Deutschland, umgevolkt

von Michael Paulwitz

Als »bunte Republik« hat der bei Redaktionsschluß noch amtierende Bundespräsident anläßlich seines Amtsantritts den Staat charakterisiert, dessen Oberhaupt zu werden er sich anschickte. Das als Provokation gemeinte, infantile und leicht verstaubte Schlagwort entstammt einer Zeit, als der Charakter der Bundesrepublik Deutschland als homogener Nationalstaat der Deutschen noch nicht offiziell in Frage gestellt wurde. Das Tableau der vom Bundespräsidenten als Kulisse seiner letzten Weihnachtsansprache eingeladenen »verdienten Mitbürger« spiegelt die fundamental geänderte Definition und Wahrnehmung des Landes durch seine politische Klasse: Ethnische Deutsche kommen hier nur am Rande als eine Gruppe unter vielen vor. Es stellt sich damit die Frage, inwieweit Deutschland in absehbarer Zukunft noch Land und Heimat der Deutschen sein kann und wird, und wie es um die Stabilität, Prosperität und Krisenfestigkeit eines zunehmend von Einwanderern geprägten Staates der »neuen Deutschen« bestellt ist.

»Wir waren nie ein Land, das aussucht.«

Wolfgang Schäuble, 2009

Einwanderung auf der einen, nationale Homogenität und Identität auf der anderen Seite sind a priori kein Widerspruch. Ein dynamisches Volk, zumal eines von der Kopfzahl und geopolitischen Lage der Deutschen, wird immer wieder an den Rändern Teile seiner ethnischen Substanz abgeben, die als Auswanderer oder als Bewohner verlorener Gebiete in anderen Völkern aufgehen, und es wird umgekehrt auch stets kleinere Völkerschaften auf seinem Territorium aufsaugen oder Einwanderer, auch solche aus anderen Kulturkreisen, aufnehmen und assimilieren können, ohne sich in seinem ethnischen Kernbestand und Zusammengehörigkeitsgefühl wesentlich zu verändern. Die deutsche Geschichte kennt in fast allen Epochen Beispiele für beide Entwicklungsrichtungen. Auch in unseren Tagen gibt es nicht nur eine wieder zunehmende Zahl von Auswanderern auf Dauer, sondern ebenso zahlreiche Fälle gelungener Einschmelzung von Einwanderern in die deutsche Nation.

Die vor einem halben Jahrhundert voll einsetzende Anwerbung ausländischer Arbeitskräfte hat gleichwohl eine beispiellos neue Lage ent-

stehen lassen. Die »größte Einwanderungsbewegung von Ausländern in der Geschichte Deutschlands« (Stefan Luft) hat erstmals in größerer Zahl Menschen nach Deutschland gebracht, die ihre ethnischen, kulturellen und religiösen Bindungen nicht hinter sich ließen, sondern in das Aufnahmeland mitbrachten und in ethnischen Kolonien verfestigten und noch verstärkten. Das Ergebnis war die – zunächst fahrlässig herbeigeführte und im nachhinein zum Programm erklärte – Transformation eines demokratischen Nationalstaats in eine multikulturelle Gesellschaft.

Ein solcher Prozeß, der mit dem unter NS-Tabu gestellten Terminus »Umvolkung« durchaus treffend beschrieben werden kann, unterhöhlt die staatsrechtlichen Grundlagen des betroffenen Gemeinwesens. Robert Hepp hat das schon vor Jahrzehnten schlüssig dargelegt, indem er die Vielvölkerrepublik des Multikulturalismus als Gegenentwurf zum demokratischen Nationalstaat bezeichnete. Der Nationalstaat ist die Existenz- und Selbstbehauptungsform des politisch verfaßten Volkes, also der Nation; die angestrebte Beseitigung der ethnischen Homogenität führt zwingend zum Austausch des Souveräns, des Staatsvolks. Die beiden Begriffe vom »Deutschen« (im Sinne von Staatsbürgerschaft und im Sinne von Volkszugehörigkeit) sind nicht mehr kongruent – eine Folge der im großen Stil erfolgten Einbürgerung von Einwanderern im Zuge der Einführung der Anspruchseinbürgerung in den neunziger Jahren durch den damaligen Bundesinnenminister Wolfgang Schäuble und der Lockerung des Staatsbürgerschaftsrechts durch die rot-grüne Regierung im Jahre 2000.

Aufgrund ihrer entgegen allen Prognosen anhaltend hohen Geburtenrate, die durch die gegebenen sozial- und wohlfahrtsstaatlichen Strukturen noch gefördert wird, steigt insbesondere der Anteil von Staatsbürgern und Einwohnern türkisch-orientalischer Abstammung gegenüber der vergreisenden und schrumpfenden ethnisch deutschen Bevölkerung. Einwanderer aus diesem Kulturkreis stehen einer Assimilation und Identifikation mit der aufnehmenden Nation besonders ablehnend gegenüber. Hinzu kommt, daß gerade die deutsche Nation weder über ein intaktes und positives Selbstbild verfügt, das zur Eingliederung einlädt, noch über Institutionen und politische Repräsentanten, die willens und fähig wären, eine über bloß oberflächliche Akkulturation hinausgehende Assimilation an den ethnischen Kern der Nation einzufordern und durchzusetzen.

Die Anerkennung der geltenden Rechts- und Gesetzesordnung und der Landessprache als Verständigungsmittel – was gemeinhin unter »Integration« verstanden wird – reicht für die Einschmelzung in die deutsche Nation nicht aus. Eine solche rein formale Nationszugehörigkeit ist nicht krisenfest, wenn im Bewährungsfall »Blut dicker als Wasser« ist und die mitgebrachte ethnische Loyalität jene zur neuerworbenen Staatsbürgerschaft überwiegt. Ein »Wir«-Gefühl, das ein Gemeinwesen auch in schweren Zeiten vor dem Auseinanderfallen bewahrt, weil es nicht nur Ansprüche an den Staat kennt, sondern auch ein nicht unmittelbar aus Paragraphen abzuleitendes Bewußtsein gegenseitiger Verpflichtung und Opferbereitschaft, ist dann nicht mehr gegeben. Der Einwanderer setzt vielmehr dem »Wir« der Autochthonen ein konkurrierendes »Wir« seiner ethnischen Gruppe entgegen.

Diese Konfrontation läßt sich auch nicht dadurch vermeiden, daß die autochthone Noch-Bevölkerungsmehrheit auf die Formulierung eines eigenen »Wir«-Gefühls verzichtet oder daß deren politische und institutionelle Repräsentanten anbieten, neue, gemeinsame Identitäten gewissermaßen am grünen Tisch auszuhandeln. Alle derartigen Versuche – Beispiel: ein Tagungspapier des Verbands der Geschichtslehrer für die Gestaltung eines »Geschichtsunterrichts in multikulturellen Klassen« unter Einbeziehung muslimischer Identitäten – sind letztlich Schönwetterübungen: Im Kampf der Kulturen ist jedes Kompromißangebot eine Einladung zu weitergehenden Forderungen.



1850. Europa schaut zu.



1900.



1950. Wenn sie immer noch zuschauen,



dann werden im Jahr 2000 die anderen den letzten Europäer anschauen.

Die leeren Wiegen Europas, Karikatur aus der Jugend *41 (1933)*

Auch unter den Bedingungen scheinbarer gesellschaftlicher Ruhe vollzieht sich dieser ethnisch unterfütterte Kulturkampf in kleinen, schleichenden Schritten. Mit jeder schweinefleischfreien Kindergartenküche, mit jeder akzeptierten Unterrichtsbefreiung aus religiösen Gründen wird die Ausrichtung der Mehrheitsgesellschaft am Wertesystem einer Minderheit vorangetrieben. Ein weiteres Konfliktsymptom ist der Zerfall staatlicher, wissenschaftlicher und gesellschaftlicher Institutionen: durch bevorzugte Einstellung und Beförderung von Einwanderern oder durch die Schaffung gesonderter Institutionen wie »Integrationsministerien«, spezieller Lehrstühle und Forschungseinrichtungen oder staatlich geförderter Lobbygruppen. So etabliert sich eine Gegenelite, die nicht gesamtstaatliche Interessen vertritt, sondern die ihrer ethnisch-kulturellen Gruppe. Nicht zufällig sind es vor allem Einwanderer aus dem türkisch-orientalischen Kulturkreis, die auf diese Weise gefördert werden, während zahlreiche Immigranten aus dem westlichen Kulturkreis ihre Karriere regulär über Leistung und Qualifikation verfolgen.

Mit dem schrittweisen Zurückweichen vor den Ansprüchen einer durchsetzungsstarken eingewanderten Minderheit, verbunden mit kostspieliger Alimentierung eines Großteils ihrer Angehörigen – vom überproportional häufig vertretenen Empfänger sozialer Hilfsleistungen bis zur staatlich finanzierten Gegenelite –, wird ein sozialer Scheinfriede erkauft, der ersichtlich ebenfalls ein Schönwetterfriede ist. Werden die Mittel zur Umverteilung krisenbedingt knapper, sind sozialer Zerfall und Verteilungskämpfe zu erwarten; Aufstandsszenarien wie die französischen Vorstadtkrawalle oder die Plünderungs- und Gewaltorgien im britischen Tottenham, die bereits alle Anzeichen eines einseitig geführten Bürgerkriegs von Immigrantengruppen gegen autochthone »Weiße« tragen, sind dann auch hierzulande durchaus möglich. In der deutschenfeindlichen Alltagsgewalt in den Städten – das Gegenstück am unteren Ende der Skala zu den abfälligen Auslassungen von Einwanderer-Funktionären über »Biodeutsche« – ist das Potential für solche Ausbrüche bereits angelegt.

Einwanderung in großen Dimensionen geht stets mit Landnahme einher. Die autochthone deutsche Bevölkerung, moralisch durch die eigene politisch-mediale Elite und die immigrantische Gegenelite in die Zange genommen, reagiert auf den Verdrängungsdruck mit Anpassung, Flucht oder einem Sich-unauffällig-Machen. Diese Binnenvertreibung ist seit der Formierung der Ghettos und Parallelgesellschaften in den siebziger Jahren im Gange. Sie könnte unter Ernstfallbedingungen durchaus in dauerhaften territorialen Zerfall münden, indem lokale und regionale Einwanderer-Mehrheiten sich eigene Autoritäten wählen und in ihren Bereichen die geltende Rechts- und Verfassungsordnung in ihrem Sinne umwandeln, während die autochthone Bevölkerung sich in die leeren ländlichen Räume vor allem Mitteldeutschlands zurückzieht. Die Proklamation von »Scharia-Zonen« in französischen oder britischen Großstädten kann auch hier als Menetekel dienen.

Jede Hoffnung, die Einwanderungsströme der letzten Jahrzehnte vollständig oder auch nur größtenteils rückgängig zu machen, kann getrost ins Reich des Irrealen verwiesen werden. Weder die Masse der Deutschen noch ihre politischen Repräsentanten könnten auf absehbare Zeit den Willen und die nötige Härte dazu aufbringen. Auch was die einwanderungsbedingte Transformation von Staat und Staatsvolk angeht, gibt es keine einfache Rückkehr zu einem wie auch immer angesetzten *status quo ante*. Von der romantischen Vorstellung, die politisch-mediale Klasse habe das unschuldige Volk vergewaltigt, muß man sich ebenfalls verabschieden: Der demographische Vitalitätsverzicht und der individualistische Rückzug auf persönliches Wohlergehen sind im allgemeinen selbstgewählt.

Fatalistische Untergangsvisionen sind dennoch unangebracht. Daß es ein Deutschland ohne Einwanderung und Einwanderer nicht gibt und auch nicht geben wird, schließt nicht aus, daß die Deutschen wieder zu einem »Wir«-Bewußtsein finden und sich eine politische Führung geben, die Bevölkerungspolitik so gestaltet, daß der ethnische Kern der deutschen Nation erhalten bleibt und Einwanderung an den Interessen von Volk und Staat und nicht an Immigrantenbefindlichkeiten ausgerichtet wird. Daß immer mehr Deutsche aufgrund der kollektiven Anfeindung durch deutschenfeindliche Einwanderer entdecken, daß auch sie eine ethnische Identität haben, ist immerhin ein Anfang. Mehr aber auch nicht.

Literaturhinweise:

Robert Hepp: »Different but equal«, in: Volker Beismann, Markus Josef Klein (Hrsg.): *Politische Lageanalyse. Festschrift für Hans-Joachim Arndt zum 70. Geburtstag am 15. Januar 1993*, Bruchsal 1993, S. 65–104;

Thorsten Hinz: *Zurüstung zum Bürgerkrieg. Notizen zur Überfremdung Deutschlands*, Schnellroda 2008;

Stefan Luft: *Abschied von Multikulti. Wege aus der Integrationskrise*, Gräfelfing 2006;

Thilo Sarrazin: *Deutschland schafft sich ab. Wie wir unser Land aufs Spiel setzen*, München 2010;

Götz Kubitschek/ Michael Paulwitz: *Deutsche Opfer, fremde Täter. Ausländergewalt in Deutschland*, Schnellroda 2011.

Autoren dieses Heftes

Siegfried Gerlich, 1967, studierte Philosophie und Musikwissenschaft in Hamburg, freischaffender Autor und Pianist.
Ernst Nolte. Portrait eines Geschichtsdenkers, Schnellroda 2009

Thomas Hoof, 1948, Gründer des Handelsunternehmens Manufactum.
Nebenbei und obendrein. Eine Auswahl aus dem Manufactum-Hausnachrichten 1988–2007, Waltrop/Leipzig 2008.

Manfred Kleine-Hartlage, 1966, ist Diplom-Sozialwissenschaftler in der Fachrichtung Politische Wissenschaft. Er veröffentlicht regelmäßig aktuelle politische Kommentare, Analysen und Essays in seinem Internet-Blog www.korrektheiten.com.
»Neue Weltordnung« – Zukunftsplan oder Verschwörungstheorie? Schnellroda 2011

Ellen Kositza, 1973, studierte Germanistik, Geschichte und Philosophie, freie Publizistin. 2008 Gerhard-Löwenthal-Preis.
Gender ohne Ende oder Was vom Manne übrigblieb, Schnellroda 2008

Götz Kubitschek, 1970, studierte Germanistik, Geographie und Philosophie. Seit 2002 selbständiger Verleger (Edition Antaios).
Deutsche Opfer, fremde Täter. Ausländergewalt in Deutschland – Hintergrund, Chronik, Prognose, gemeinsam mit Michael Paulwitz, Schnellroda 2011

Dr. Erik Lehnert, 1975, studierte Philosophie, Geschichte sowie Ur- und Frühgeschichte, promoviert in Philosophie, Geschäftsführer des *Instituts für Staatspolitik (IfS).*
Schlüsselwerke, Band 2 des *Staatspolitischen Handbuchs,* hrsg. gemeinsam mit Karlheinz Weißmann, Schnellroda 2010
Wozu Politik? Vom Interesse am Gang der Welt, Schnellroda 2010

Martin Lichtmesz, 1976, ist Filmemacher und freier Journalist.
Die Verteidigung des Eigenen. Fünf Traktate, Schnellroda 2011

Dr. Wiggo Mann, 1972, studierte Politik und Soziologie in Rostock und Heidelberg, derzeit Habilitation über die Dekadenz im 20. Jahrhundert.

Michael Paulwitz, 1965, studierte Geschichte, Altertumswissenschaften, lateinische und slawische Philologie in München und Oxford. Selbständiger Journalist, Redakteur, Lektor und Referent.
Deutsche Opfer, fremde Täter. Ausländergewalt in Deutschland – Hintergrund, Chronik, Prognose, gemeinsam mit Götz Kubitschek, Schnellroda 2011

Dr. Stefan Scheil, 1963, Studium der Geschichte und Philosophie, promoviert als Historiker.
Transatlantische Wechselwirkungen. Der Elitenwechsel in Deutschland nach 1945, Berlin 2012
Präventivkrieg Barbarossa. Fragen, Fakten, Antworten, Schnellroda 2011

Felix Springer, 1988, ist studierender Offizier an der Universität der Bundeswehr in München. Autor des Internetblogs der *Sezession.*

Dr. Karlheinz Weißmann, 1959, studierte Geschichte und Evangelische Theologie und ist promoviert als Historiker.
Armin Mohler. Eine politische Biographie, Schnellroda 2011
Kurze Geschichte der konservativen Intelligenz nach 1945, Berlin 2011

Emma West als Exempel

von Martin Lichtmesz

Am 27. November 2011 veröffentlichte eine junge farbige Frau aus London ein Video auf dem Internetkanal *youtube,* das sie einen Monat zuvor per iPhone in einer Straßenbahn im Stadtteil Croydon aufgenommen hatte. »My Tram Experience« zeigte eine etwa dreißigjährige weiße Britin mit einem hellblonden kleinen Kind auf dem Schoß, die im wüsten Unterschichten-Slang die mehrheitlich ausländischen Mitpassagiere verbal attackierte: »Was ist bloß aus diesem Land geworden? Alles voll mit Polen, mit Schwarzen, mit Asiaten … Du bist kein Engländer … und du auch nicht! Keiner von euch ist ein Engländer! Schert euch heim in eure beschissenen Länder, aber kommt nicht her und bleibt in meinem! … England ist heute ein Nichts! Mein England ist nur mehr ein Scheißhaufen!« Wörtlich: »My Britain is fuck-all now.« Eine schwarze Frau startete einen Gegenangriff: »Wenn wir nicht hierher kommen würden, dann würde niemand arbeiten. Ihr Leute arbeitet nicht. Wir müssen die Arbeit für euch tun.« – »Ach wirklich? Ich arbeite! Ich arbeite! Das ist mein Land, bis ihr hierher gekommen seid.« – »Na und?« – »Das ist mein britisches Land! Du bist keine Britin. Bist du eine Britin?« – »Ja, das bin ich!« – »Du bist keine Britin. Du bist nicht britisch, du bist schwarz!« Die weiße Frau wirkte dabei unkontrolliert, gestreßt, ungesund. Möglicherweise stand sie auch unter Alkoholeinfluß. Nun sind Pöbeleien in öffentlichen Verkehrsmitteln nicht gerade eine Seltenheit. Hier war allerdings nicht bloß ein Reissack in Peking umgefallen: Hier war jemand bei einem Sakrileg gegen die »Political Correctness« erwischt worden, und es dauerte nicht lange, bis der Scheiterhaufen errichtet war.

»Trotz seiner liberalen Vergangenheit wird England heute nach den Vorgaben einer messianischen und totalitären Ideologie umgewandelt. Daß diese Ideologie nicht erfüllen kann, was sie verspricht, und daß der Versuch, sie zu verwirklichen, einen schrecklichen Preis haben wird – diese Überlegungen sind jenseits des Vorstellungshorizontes der derzeitigen herrschenden Eliten.«
Sean Gabb, VDARE.com

Bereits 24 Stunden nach seiner Veröffentlichung konnte das Video nicht nur eine Zahl von über 100 000 Zugriffen verbuchen, es wurde zum Anlaß einer über das Netzwerk Twitter lancierten Hexenjagd, die sich virusartig ausbreitete. Erzürnte »Tweeter« schalteten die Polizei ein und riefen zur Identifizierung der »Rassistin« auf. Nur wenige Stunden nach der allgemeinen Mobilmachung, meldete die British Transport Police, daß die Krawallmacherin wegen Verdachts auf »rassistische Störung des öf-

fentlichen Friedens« (»racially aggravated public order offence«) verhaftet worden sei. Die Urheberin des Videos zeigte sich hochbefriedigt: »Mein Video hat also Erfolg gehabt!« Der Twitter-Community war die bloße Verhaftung jedoch nicht genug der Strafe. Hunderte Kommentatoren forderten, die Frau gehöre »sterilisiert«, »deportiert«, »eingesperrt«, »geschlagen«, »getreten«, »aufgehängt«, »erschossen«, »ertränkt«, »bei lebendigem Leibe verbrannt« oder einfach nur »erniedrigt wie ein Hund«. Einzelne gratulierten der Polizei, die »ignorante, armselige, respektlose Fotze« verhaftet zu haben: »Manchmal kann ein Polizeistaat auch der guten Sache dienen!«

In den nächsten Tagen stiegen die Aufrufzahlen für das Video auf unglaubliche 11,5 Millionen, während die Presse Name und Adresse der Übeltäterin veröffentlichte: Emma West, 34 Jahre alt, wohnhaft in der Grenville Road in New Addington/Croydon, Mutter von zwei Kindern. Außerdem wurde bekannt, daß West eine ehemalige Zahnarzthelferin sei, die wegen Depressionen mit Selbstmordgefährdung wiederholt in psychiatrischer Behandlung war. Videoantworten von empörten bis höhnischen Schwarzen erschienen auf *youtube:* »Sie hat einfach einen schwarzen Schwanz nötig! Wir sind jetzt da, und es gibt nichts, was ihr dagegen machen könnt. Wir bleiben hier, wir gehen nirgendwo hin, wir halten euer Land am Laufen, wir sind eure Busfahrer, eure Zugfahrer, eure Straßenreiniger, wir machen alles!« Eine Bloggerin mit »Migrationshintergrund« schrieb in einem »offenen Brief an Emma West«: »Wir haben Gesetze gegen Deine Taten und Gesetze gegen Deine Ansichten, weil sie in einer zivilisierten, multikulturellen, multiethnischen, multirassischen Gesellschaft inakzeptabel sind. Das Gesetz bestraft sie, weil sie in Großbritannien nicht toleriert werden können. Das ist das Großbritannien, in dem Du lebst, Emma. Willkommen.« Ein Ram Mashru hielt es in der *Periscope Post* für eine »konstruktive« Idee, den sozialen Druck auf abweichende Meinungen zu erhöhen, und Nabeela Zahir ergriff in der *Huffington Post* die Gelegenheit beim Schopf, gleich das gesamte weiße England unter Generalverdacht zu stellen.

Die Rolle der Einschüchterungstrupps übernahmen die anonymen Spucklamas und Nachtreter im Internet, die nun erst richtig loslegten. Unter den Hunderttausenden Kommentaren zu dem inzwischen gelöschten Originalvideo fand sich eine Flut von Beschimpfungen und Drohungen in diesem Stil: »Rassistische Schlampe … engstirnige, kaputte Rassistin … kranke, verkommene Nutte, man sollte ihr das Kind wegnehmen … rassistisches Stück Scheiße … sie ist einen Bums wert, ich würde die Scheiße aus ihr herausbumsen, mich auf ihr Gesicht setzen und auf sie scheißen … ich bin 100 Prozent englisch, und ich möchte die dumme Schlampe die Klippen von Dover hinunterwerfen und zusehen, wie dieses rassistische, schweinescheißedumme Stück Hautverschwendung ertrinkt … wäre ich in der Tram gewesen, ich hätte sie geschlagen … weiße Menschen sind Drecksäcke … ich würde ihr das Gesicht zerstören.«

Woher kommt der maßlose Haß, den Wests Auftritt offenbar auch bei vielen ihrer weißen Landsleute hervorrief? Kultureller Selbsthaß und in Fleisch und Blut übergegangener »Ethnomasochismus« erzeugen inneren Druck. Das Verdrängte hatte sich in Form der »Tram Lady« die Bahn gebrochen, das geschmähte »Es« das politisch korrekte »Über-Ich« weggefegt, platzte tourettesyndromartig aus ihm heraus, und mußte darum um so härter zurückgeknüppelt werden. Die Heuchelei, die durch diesen Druck entsteht, hat vermutlich ein ungeheures Ausmaß erreicht. Welcher Mensch wird nicht auf die Dauer erheblich gereizt, wenn er in seinem eigenen Land nur mehr von fremden Gesichtern und fremden Sprachen umgeben ist – erst recht, wenn diese Entwicklung mit einem Anstieg an Gewalt, Verwahrlosung, sexuellen Übergriffen und Verbrechen verbunden ist, sowie der wachsenden Zumutung, all dies weder ansprechen, noch kritisieren, noch beklagen, ja nicht einmal wahrnehmen zu dürfen. Man wird sogar dazu genötigt, sich überhaupt den Gedanken, daß man ein Anrecht auf ein eigenes Land hätte, aus dem Kopf zu schlagen. Indessen haben selbst prominente Ikonen der »Britishness« wie »Monty Python«,John Cleese und der Popsänger Morrissey öffentlich beklagt, daß London keine englische Stadt mehr sei. Auch sie mußten dafür Kritik einstecken, aber im Gegensatz zu Emma West haben sie genug Geld, sich ins Ausland oder ins Landhaus im Grünen abzusetzen.

»Liberale Gesellschaften müssen sich vor der Bedrohung durch Extremismus durch dessen Anprangerung schützen. Das ›Tram-Erlebnis‹ sollte uns alle ermutigen, ein offenes Klima zu ermöglichen, in dem Menschen wie West ihre Beschwerden zum Ausdruck bringen können, damit man mehr Menschen wie West dafür zur Verantwortung ziehen kann.«

Ram Mashru,
Periscope Post

»Ich frage mich, ob das Video tatsächlich nur eine psychisch kranke Frau zeigt oder nicht vielmehr ein ernstzunehmender Gradmesser für den Rassismus in Großbritannien ist. Es wäre völlig naiv, anzunehmen, daß Rassismus nur in Form von Gewalttaten existiert. Sei es nun verbal, im Netz, direkt oder indirekt, am Arbeitsplatz, in unseren Krankenhäusern, in unserem Erziehungssystem, in den öffentlichen Verkehrsmitteln – der Rassismus existiert in vielerlei Form.«

Nabeela Zahir,
Huffington Post



Big Other is watching you.

Die Ausfälle Wests, die, nebenbei bemerkt, kein einziges rassistisches Schimpfwort enthielten, waren jedenfalls durch die Haßkommentare im Netz qualitativ und quantitativ um ein Vielfaches überboten worden. Ein für Croydon zuständiger Parlamentsabgeordneter sah in dem Fall nichtsdestotrotz ein leuchtendes Beispiel dafür, wie »positiv« die »Macht der sozialen Netzwerke« genutzt werden könne, um »Verdächtige zu fangen« und ihre Ansichten zu ächten. Zu den Anstachlern zählte auch der Vorsitzende der Labour Party, Ed Milliband himself, der seine Twitter-»Follower« aufforderte, Hinweise zusammenzutragen, um die Frau zu denunzieren. Ein Mann aus der obersten Klasse setzte sich also persönlich dafür ein, eine wehrlose Person aus dem Kleinbürgertum für einen verbalen Ausfall ins Gefängnis zu stecken. Daß es sich dabei um den Kopf jener Partei handelt, die einst für die Interessen der Klasse stand, der auch Emma West angehört, ist daran nicht die einzige Pointe. 2009 zitierte der *Daily Telegraph* einen ehemaligen Berater von Tony Blair, der offenlegte, daß die Labour Party im letzten Jahrzehnt bewußt die Einwanderungskontrollen gelockert hätte, um das Land der »Masseneinwanderung zu öffnen« und es im Sinne des Multikulturalismus »radikal zu verändern«. Natürlich sei dieser Plan geheimgehalten worden, vor allem, um die Stammwählerschaft aus der weißen Arbeiterklasse nicht zu entfremden.

Die »multikulturalistische« Agenda wird von der britischen Regierung offenbar ohnehin längst genutzt, um sich frei nach Brecht ein neues Volk zusammenzustellen. Das Ziel wird bald erreicht sein: Jährlich wandern etwa 500 000 Menschen in das Vereinigte Königreich ein. Die Flut steigt seit Jahrzehnten stetig an, verstärkt durch die demographische Zeitbombe der massiven Geburtenraten der Einwanderer. Diese Politik hat Großbritannien in weiten Teilen in eine Hölle aus Überfremdung und schwerer Kriminalität verwandelt. Die Islamisierung und die Ausweitung von Zonen, in denen de facto die Scharia herrscht, ist weit vorangeschritten. Gleichzeitig hat die »Vielfalts«-Propaganda (»diversity«) sowjetartige Ausmaße angenommen, ebenso wie die wuchernden Antidiskriminierungsmaßnahmen. Von der Explosivität des multiethnischen Pulverfasses zeugten im August 2011 die bürgerkriegsartigen Ausbrüche in mehreren britischen Städten, die vor allem von schwarzen Einwanderern dominiert wurden, die auch überproportional in den Kriminalstatistiken vertreten sind. In den Großstädten sind es natürlich die Arbeiter- und Unterschichten, die als erste von der demographischen Verdrängung an die Wand gequetscht werden. In Croydon, das während der Unruhen schwer verwüstet wurde, sind nur noch etwa 60 Prozent der Bevölkerung englischer Herkunft. Der Bezirksteil New Addington, aus dem Emma West

stammt, hat einen besonders schlechten Ruf: typisch sind Bandengewalt, antisoziales Verhalten und Schulen in miserablem Zustand.

Wests »Rassismus« ist nicht der eines Kolonialherrn aus Kiplings Zeiten, sondern die Hautkrankheit eines in die Enge getriebenen, ohnmächtigen Menschen. Ihrer wütenden Verzweiflung wird im heutigen England kaum ein Ventil zugestanden. Darüber hinaus gehört sie einer Schicht an, die seit bald zwei Jahrzehnten systematisch diffamiert wird. Diese Entwicklung verschärfte sich vor allem im Nachspiel des Mordes an dem jungen Farbigen Stephen Lawrence im Jahr 1993. Fünf weiße Männer sollen den 18jährigen aus purem Rassenhaß erstochen haben. Als die Verdächtigen aus Mangel an Beweisen freigesprochen wurden, setzte eine massive Instrumentalisierung des Falles ein. Die mutmaßlichen Täter, Kleinkriminelle aus der Unterschicht, wurden als beispielhaft für ihre Klasse hingestellt. Die weiße Arbeiterklasse galt in den Medien fortan als »fremdenfeindlich, dumpf, analphabetisch und borniert«, als eine Ansammlung unzivilisierter Wilder, die dringend einer moralischen Umerziehung bedürften.

Brendan O'Neill beschrieb im Online-Magazin *Spiked,* wie der Begriff des Rassismus nun vorrangig unter pathologischen Gesichtspunkten betrachtet wurde: »Er wurde vom Instrument der Mächtigen zur Krankheit der Machtlosen.« Die Anklage wurde durch den von Innenminister Jack Straw in Auftrag gegebenen »MacPherson-Report« auf die ganze Gesellschaft ausgeweitet: »Institutioneller Rassismus« habe die Aufklärung des Lawrence-Falles behindert. Damit war nicht gemeint, »daß bestimmte Institutionen wie die Polizei oder das Einwanderungsamt rassistisch seien, sondern daß man Rassismus in den ›Handlungen, Einstellungen und dem Verhalten‹ mancher Individuen ›beobachten‹ könne, die in solchen Institutionen arbeiten.« (O'Neill). So weitete sich der »Antirassismus«, der in erster Linie den »Rassismus« der Weißen meint, immer mehr zum totalitären Syndrom aus.

»Der MacPherson-Bericht enthielt verderbliche Empfehlungen wie etwa folgende: ›Als rassistischer Vorfall sollte jeder Vorfall klassifiziert werden, der vom Betroffenen oder irgendeiner anderen Person als rassistisch wahrgenommen wird.‹ Es gibt keine bessere Methode, jegliche Chance auf ein lockeres, womöglich sogar normales Verhältnis zwischen Menschen unterschiedlicher Rasse zu zerstören. Die Behauptung, daß der Rassismus allgegenwärtig und institutionalisiert wäre, sogar dort, wo es auf den ersten Blick nicht den Anschein habe, kann beeinflußbare Menschen geradezu paranoid machen. Sie fangen an, in allen möglichen Situationen Rassismus zu erblicken, in jeder Bemerkung, jeder Andeutung, in jeder Geste und jedem Gesichtsausdruck. Er wird zum Vorwurf, gegen den man sich nicht verteidigen kann.«

Theodore Dalrymple, *City Journal,* Frühjahr 2009

Die zunehmende Beugung des Rechts in Großbritannien steht mit dieser Ideologie in direktem Zusammenhang. Die 2003 beschlossene Aufhebung des 800 Jahre alten Rechtsgrundsatzes, der es verbietet, einen einmal Freigesprochenen ein zweites Mal wegen desselben Verbrechens vor Gericht zu bringen, war eine direkte Folge der politischen Ausschlachtung des Lawrence-Falles. Zwei der bereits 1993 Angeklagten wurden im Januar 2012 aufgrund neuer forensischer Beweise für schuldig befunden. Lawrence war inzwischen zur Symbolfigur des »Antirassismus« mit einem Heiligenschein à la Martin Luther King hochstilisiert worden. Fälle, in denen weiße Teenager dem Rassenhaß ausländischer Banden zum Opfer fielen, wie etwa Kriss Donald (2004), Mary-Ann Leneghan (2005) oder Danny O'Shea (2011), bekamen nicht annähernd so viel Publicity, noch wurden sie zum Anlaß genommen, die Masseneinwanderung grundsätzlich zu problematisieren. Deren Opfer gelten offenbar als bloße Kollateralschäden einer Heilsideologie, die keine Häretiker duldet. BNP-nahe Internetseiten berichteten, daß Emma Wests Kinder in staatliche Obhut gegeben wurden, während ihr eine Freisetzung auf Kaution mit der Begründung verweigert wurde, ihre Inhaftierung geschähe zu ihrer eigenen Sicherheit. Während es so aussah, als ob West Weihnachten in »Schutzhaft« verbringen müsse, wurden vier somalische Frauen auf Bewährung entlassen, die im Juni eine Sozialarbeiterin krankenhausreif geprügelt und als »weiße Hure« beschimpft hatten. »Rassismus« wurde als Motiv nicht geltend gemacht, und der kultursensible Richter sah einen mildernden Umstand in der Tatsache, daß die moslemischen Damen keinen Alkohol gewöhnt seien. West wurde schließlich nach 37 Tagen Haft auf freien Fuß gesetzt. Bei der Wiederaufnahme des Verfahrens am 3. Januar 2012 wurde ein weiterer Anklagepunkt erhoben: Eine Frau behauptete, West habe sie mit der Faust geboxt. Wie auch immer der Fall entschieden wird, das Exempel ist bereits jetzt wirkungsvoll statuiert worden. Per Emma West wurde der Öffentlichkeit nicht nur kommuniziert, daß die von ihr geäußerten Ansichten »krankhaft« und »böse« seien, sondern auch illegal, insbesondere wohl die Vorstellung, als Autochthoner ein Vorrecht im eigenen Land zu haben. Der herrschenden Klasse kommt es gewiß nicht ungelegen, wenn solchermaßen Menschen mundtot gemacht werden, die es noch wagen, aufzuschreien: »My Britain is fuck-all now.« – Das ausschlaggebende schmutzige Wort war aber nicht »fuck«, sondern »my Britain«.

Dreihundert

von Erik Lehnert

Vom Jahre 1962 trennt uns eine Kulturschwelle – oder gibt es ein anderes Wort, das besser beschriebe, warum uns wie aus einer anderen Welt die Worte vorkommen, die Gräfin Dönhoff damals zum 250. Geburtstag Friedrich des Großen in der *Zeit* (nicht in einem Vorläufer der *Jungen Freiheit!*) schrieb: »Wenn uns je die Gunst der historischen Stunde die Möglichkeit zur Wiedervereinigung schenken sollte, dann werden wir sie nur nützen können, wenn etwas von dem Geist des Mannes erhalten bleibt, der einst diesem Volk ein Staatsbewußtsein gab und dessen Geburtstag sich in diesen Tagen zum 250. Male jährt: dem Geist Friedrichs II. Wo bei uns noch staatsbildende Kräfte lebendig sind, wo noch die Nation für wichtiger gehalten wird als die Wohlstandsgesellschaft, da wird etwas deutlich von dem, was Friedrich II. einst geschaffen hat.«

Mehr als 20 Jahre nach der Wiedervereinigung ist der 300. Geburtstag ein guter Gradmesser für die Frage, ob die »Gunst der historischen Stunde« in den Jahren 1989 und 1990 genutzt wurde. Zumindest ein Eindruck ist vielversprechend: Soviel Friedrich war selten. Seit Herbst letzten Jahres erscheinen Bücher über »den Großen«, verschiedene Zeitschriften präsentieren ihn auf dem Titel, es gibt eine Briefmarke und eine Gedenkmünze und schließlich in Berlin und Potsdam zahlreiche Ausstellungen, die sich fast über das ganze Jahr erstrecken. Indes: Es gibt kaum eine Äußerung, die an die von Gräfin Dönhoff anschlösse oder es mit ihr aufnehmen könnte. Der Geist Friedrichs ist flüchtiger denn je.

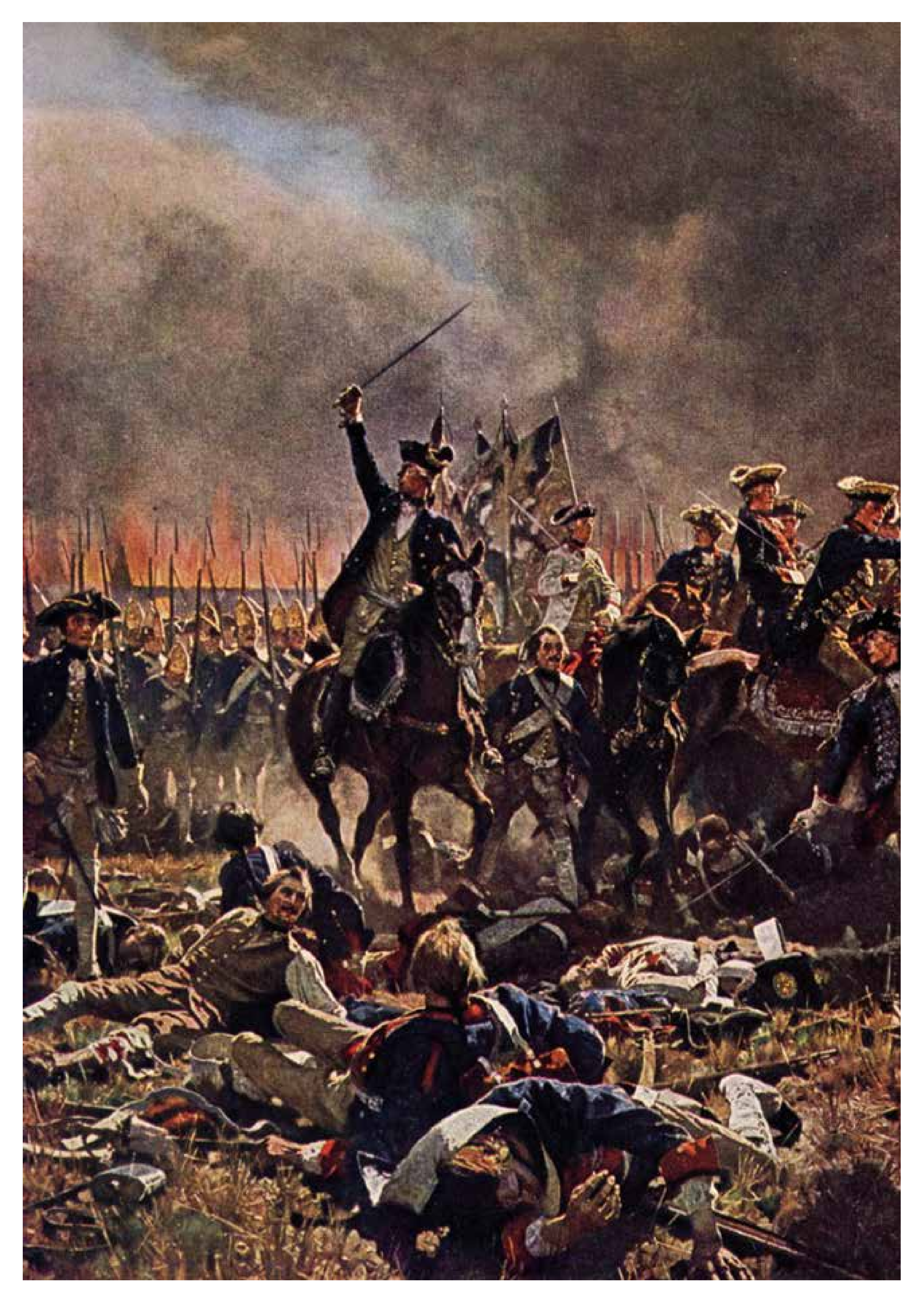
Nimmt man die siebziger und frühen achtziger Jahre als Vergleich, fällt auf, daß Friedrich niemanden mehr provoziert. Die Zeiten des »Preußen vergiftet uns« (Wehler) scheinen vorbei. Friedrich steht mittlerweile wie entschärft neben den Zuschreibungen der letzten Jahrzehnte. Er gilt als skurrile Gestalt, die durch liebenswerte Anekdoten weiterlebt. Der *Spiegel*, der den Reigen der Friedrich-Titel bereits Anfang November eröffnete, wirkt da schon unbeholfen anachronistisch, wenn er Friedrich als »Despoten«, »Leuteschinder« und engstirnigen Vertreter seines Standes präsentiert. Das alles geschieht ohne Verve, ohne Schärfe und ohne Tief-

Klaus Wiegrefe: »Der kleine König«, in: *Der Spiegel* 45 (2011).



Josef Thorak: Der König und die Fahne (ca. 1940)

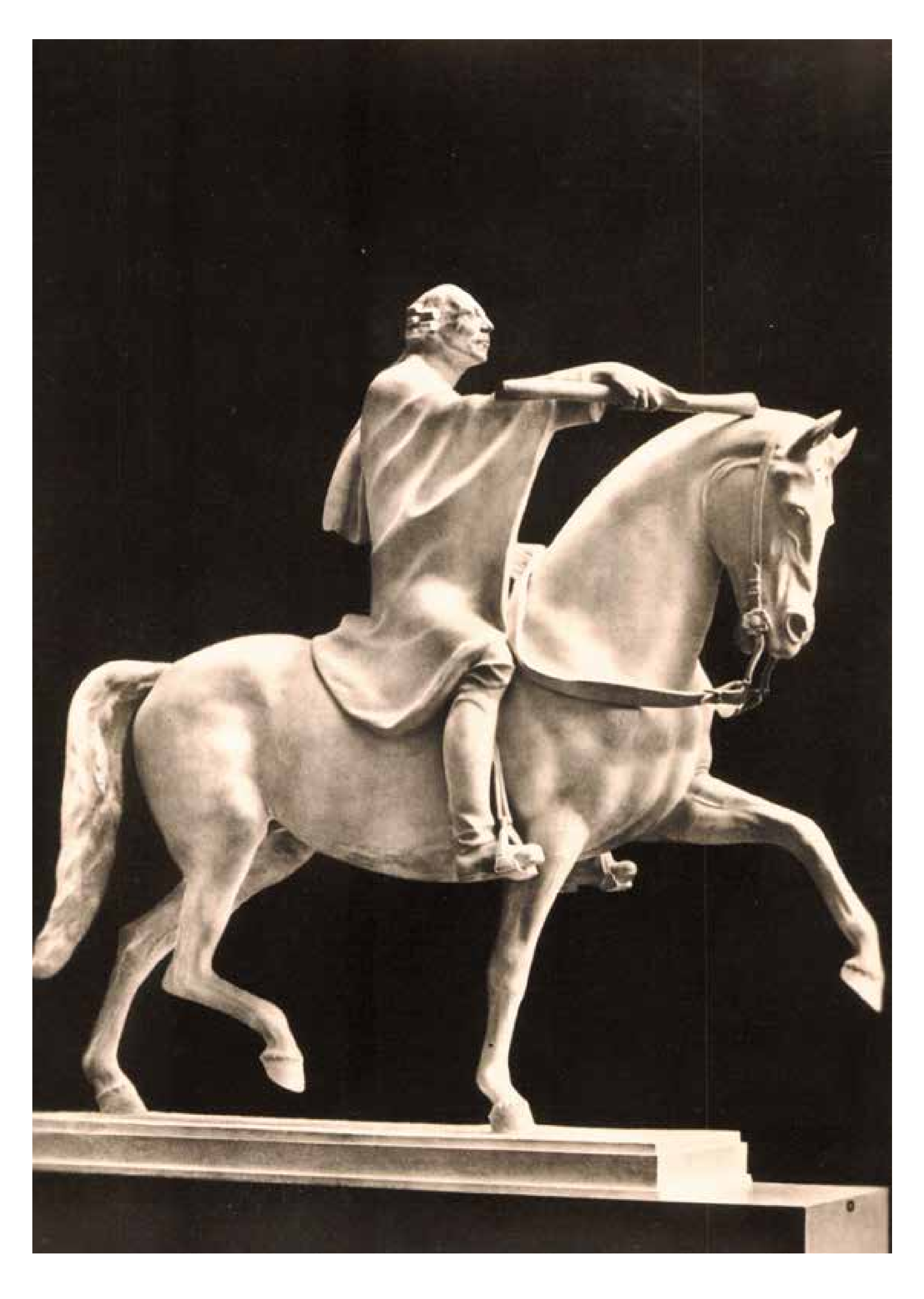
Ich habe den Rubikon überschritten mit fliegenden Fahnen und Trommelschlag. Meine Truppen sind vom besten Willen beseelt, die Offiziere voller Ehrgeiz, und unsere Generale hungern nach Ruhm; alles wird nach Wunsch gehen, und ich habe Anlaß, mir alles erdenkliche Gute von diesem Unternehmen zu versprechen. (1740)



Carl Röchling: Friedrich der Große in der Schlacht von Zorndorf (1904)



Je tüchtiger, disziplinierter und besser zusammengesetzt die Truppen sind, um so leichter ist es, sie zu führen. Und da der Ruhm in der Überwindung von Hindernissen liegt, ist es sicher, daß dem, der die meisten überwunden hat, auch die größte Ehre zufallen muß. (1746)



Josef Thorak: Der königliche Reiter (1943)

Meine Zeit ist vorüber, mein Lebenslauf fast beendet. Sollte sich also nicht sehr bald eine Gelegenheit bieten, so werde ich vermutlich die Bühne des Zufalls und der Schicksalslaunen zeitlebens nicht mehr betreten. Ich beschränke mich darauf, die nötigen Anstalten zu treffen, alles im voraus einzurichten, die Klingen gut zu schärfen und Geldmittel aufzusammeln. (1770)

gang: der König als Klischee, von dem sich unsere Zeit so unglaublich positiv abhebt.

Weil die Deutschen Friedrich so wohlwollend gleichgültig gegenüberstehen, müssen im Geschichtsmagazin der *Zeit* zwei Ausländer über ihn streiten. Für den polnischen Journalisten Adam Krzeminski bleibt er ein Ärgernis: Friedrich habe die Polen verachtet, sei an der Teilung ihres Landes beteiligt gewesen und deshalb so etwas wie eine Vorstufe Hitlers – schlimm also, daß es keine richtige Abscheu für Friedrich mehr gibt. Daher stellt Krzeminski, gleichsam als Warnung, fest: »Für einen heutigen EU-Bürger hat Friedrich keine Botschaft, null, zero!« Dabei vergißt er, daß Friedrich für das nationale Selbstbewußtsein durchaus eine Botschaft hat, wenn auch eine negative. Was Krzeminski über Friedrich äußert, entspricht größtenteils nicht der Wahrheit, sondern ist ein tradiertes Bild der antipreußischen Propaganda. Daß ein Pole so denkt, mag entschuldbar sein. Es gehört sicherlich Größe dazu, den überlegenen Gegner zu achten. Symptomatisch an diesem Gespräch ist eher, daß der Historiker Christopher Clark, der ein so schönes Buch über Preußen geschrieben hat, ganz sicher weiß, daß Krzeminski Unsinn erzählt. Er äußert das aber nur sehr zaghaft, wogegen der Ankläger starke Worte für seine Sicht der Dinge findet.

Die Zeit Geschichte. Epochen. Menschen. Ideen: Mythos Friedrich (Nr. 4, 2011, 115 S.)

Hier wird am Beispiel Friedrichs der alte Widerspruch zwischen Wissenschaft und Publizistik, die mit einfachen Schablonen arbeiten muß, deutlich. Auf diese Weise haben sich viele Mythen und Verzeichnungen gehalten, die einen Zugang zur Person Friedrichs schwer machen. Dennoch: Jede Zeit sucht sich seine Lehre aus der Person selbst. Galt Friedrich im 19. Jahrhundert als ein Vorbereiter deutscher Weltgeltung und Ahnherr des deutschen Reiches, wurde er im Parteiengezänk der Weimarer Republik zur überparteilichen Instanz und im Dritten Reich als Verkörperung eines »Heldentums der Beharrlichkeit« zum Vorbild. Und heute ist aus dem Kriegstreiber der siebziger Jahre ein Schwuler geworden.

Ein sicheres Indiz dafür sind die zahlreichen Biographien, die zum 300. Geburtstag erschienen sind. Wolfgang Burgdorf, der dem König nicht negativ gesonnen ist, nimmt sich für dessen »Liebschaften« fast dreißig Seiten und handelt die ersten beiden Schlesischen Kriege auf sechzehn ab.

Wolfgang Burgdorf: *Friedrich der Große. Ein biographisches Porträt,* Freiburg i. Br. 2011.

Ein anderes, populär gehaltenes Buch argumentiert ähnlich: »Geheimnisse über Friedrich gibt es denn wohl auch kaum noch zu lüften, Leben und Wirken sind über die Jahrhunderte breit erforscht – sieht man von der immer wieder heiß diskutierten und psychologisch sicher nicht ganz unwichtigen Frage nach Friedrichs sexueller Ausrichtung ab.« Mit dieser Einstellung wird der oben erwähnte Gegensatz zementiert: Friedrich bleibt schuldig an den Schlesischen Kriegen und der polnischen Teilung. Hinzu kommt jetzt (daher auch die wohlwollende Gleichgültigkeit), daß er als Schwuler gewissermaßen entschuldigt sei, weil er seine Sexualität nicht ausleben konnte und sie irgendwie kompensieren mußte. Daß er der Große bleibt, liegt eher am überkommenen Sprachgebrauch und nicht an einer erneuerten hochachtungsvollen Bewertung seiner historischen Leistungen. Man hat heute nicht einmal mehr das Bedürfnis, ihm diesen Titel streitig zu machen.

Johannes Unger: *Friedrich. Ein deutscher König,* Berlin 2011.

Es gibt aber auch einige aus den Quellen gearbeitete Bücher, die einen anderen Weg weisen. Insbesondere das Buch von Norbert Leithold ist eine großartige Ausnahme. Leithold hat den Anspruch, Neues über Friedrich zu zeigen und mit Vorurteilen und Mythen aufzuräumen. Und vor allem stellt er Friedrich konsequent vor dem Horizont seiner Zeit dar. Das kulturgeschichtliche Panorama reicht dabei von den Abenteurern, für die sich Friedrich interessierte, bis zu den Zeitungen, die er beförderte, nimmt sich aber auch der zentralen Punkte an, beispielsweise dem Kriegsbeginn 1740. Damals hatten auch andere Staaten die Absicht, nach des Kaisers Tod die Gunst der Stunde zu nutzen und Österreich den Krieg zu erklären. Friedrich wußte das und kam den anderen zuvor: »Friedrich handelte nicht moralisch, sondern nach dem Kalkül des Machterhalts und der Machterweiterung.« Er handelte also wie jeder andere Fürst auch. Ebenso stellt Leithold klar, daß man bis heute der habsburgischen Propaganda aufsäße, wenn man Friedrich für die polnische Teilung verantwortlich mache. Es handle sich um eine rein ideologische Wertung, die den Alliierten in Jalta sehr gelegen gekommen sei und bis heute aus geschichtspolitischen Gründen aufrechterhalten werde.

Norbert Leithold: *Friedrich II. von Preußen. Ein kulturgeschichtliches und bebildertes Panorama von A bis Z,* Frankfurt a. M. 2011.

Leithold erinnert auch daran, daß es unter Friedrich dem Großen keine politisch motivierten Unruhen gab, sondern lediglich solche, die aus Ehrenhändeln, etwa zwischen Zünften, resultierten. All diese Dinge sind bekannt, ohne bislang in das öffentliche Bewußtsein vorgedrungen zu sein. Insofern ist es auch kein Wunder, daß es keine Einigkeit mehr darüber gibt, was uns Friedrich heute noch zu sagen hat. Daß dies nicht an die Monarchie gebunden sein muß, hat Gräfin Dönhoff 1962 deutlich gemacht. Doch Dinge, die »immer gelten«, wollen immer wieder neu angeeignet werden.

Friedrich bleibt für seine Bewunderer – und das sind sozusagen die Preußen von heute – das vielbeschworene Beispiel eines Opfers für etwas: in diesem Fall für den preußischen Staat. Im Hintergrund steht die Wandlung der Persönlichkeit, die aus einem überdurchschnittlich begabten jungen Mann, der vor allem die schönen Künste und die Philosophie im Sinn hatte, die Personifizierung der selbstlosen Pflichterfüllung machte. Auf welchem Weg das geschehen ist, muß dabei mitbedacht werden. Kategorien wie Glück und Selbsterfüllung, die unser heutiges Denken bestimmen, lassen die tragische Geschichte des jungen Kronprinzen in einem schlechten Licht erscheinen. Hier spielt der ungeliebte Vater eine große Rolle, der mit seiner unerbittlichen Strafe nach dem Fluchtversuch des Prinzen letztlich den Bestand Preußens gesichert hat: Die Enthauptung des Fluchthelfers von Katte vor den Augen des Thronfolgers ist wohl eine der bekanntesten Szenen aus dem Leben »des Großen«.

Friedrich rechtfertigte diese Drakonie seines Vaters durch seine Entsagung: Er war nach der Thronbesteigung der erste Diener seines Staates. Diese Haltung strahlt bis heute aus, so daß sich manches Urteil über pflichtvergessene Politiker unbewußt am Beispiel des Preußenkönigs orientiert.

Ein weiteres einzigartiges Moment, das uns heute noch Vorbild sein kann, ist zweifellos sein Nachdenken über sich selbst und sein Handeln. Friedrich ist das große Vorbild für jeden Herrscher, der ohne Willkür, sondern aus nachvollziehbaren Gründen handelt. Er hat in Briefen und Schriften Zeugnis davon abgelegt und bleibt bis heute der personifizierte »eigene Entschluß«, der sich um Mehrheitsmeinungen und gute Gefühle nicht schert. Im Gegensatz dazu steht Friedrichs Ruf als Hasardeur, der immer bereit gewesen sei, alles auf eine Karte zu setzen. Es ist ein unausrottbares Vorurteil, daß der Autor des *Antimachiavell* die Maßnahmen Machiavellis abgelehnt hätte. Im Gegenteil: Friedrich war ein genauer Beobachter seiner Gegenwart und wußte, daß es für die anderen Großmächte keine Hemmungen gäbe, wenn sie sich in der Lage sahen, ihr Territorium zu erweitern. Insofern ist Friedrich konsequent gewesen, wenn er in seinem *Antimachiavell* Angriffskriege rechtfertigte: Sie seien »vorbeugende Kriege, wie sie Fürsten wohlweislich dann unternehmen, wenn die Riesenmacht der größten europäischen Staaten alle Schranken zu durchbrechen und die Welt zu verschlingen droht«.

Johannes Bronisch: *Der Kampf um Kronprinz Friedrich. Wolff gegen Voltaire,* Berlin 2011.

In diesem Zusammenhang kommt Friedrichs philosophischem Hintergrund eine besondere Bedeutung zu. Johannes Bronisch hat die Verästelungen dargestellt und schildert in seinem Buch einen von langer Hand geplanten Vorstoß der deutschen Aufklärungsphilosophie – damals vor allem in Christian Wolff manifestiert – in die politische Praxis. Ziel dieser »Verschwörung« war es, den Kronprinzen Friedrich zum Wolffianer und Philosophenkönig zu machen. Davon versprach man sich vor allem Einfluß auf den späteren König und wollte gleichzeitig den französischen Einfluß geringhalten. Zwei philosophische Systeme kämpften um Friedrich: Die Habsburger und Sachsen entschieden sich für Wolff, die Franzosen für Voltaire, der schließlich den Sieg davontrug. Offen bleibt, inwieweit bei Friedrich dafür inhaltliche Gründe ausschlaggebend waren. Als Stratege konnte er nicht viel von Systemen halten.

Jens Bisky: *Unser König. Friedrich der Große und seine Zeit – ein Lesebuch,* Berlin 2011.

Am Ende dieser philosophischen Dinge steht Kants Antwort auf die Frage »Was ist Aufklärung?«, die Jens Bisky in seinem überaus gelungenen (sowohl in der Auswahl, den Kommentaren als auch den Überleitungstexten) Buch mit Zeugnissen von und über Friedrich in einem Ausschnitt bringt. Kant nennt seine Zeit gleichberechtigt das Zeitalter der Aufklärung und das Zeitalter Friedrichs. Er wußte um die begrenzte Geltung dieser Aufklärung, die sich in der Absolutheit des Staates vollzog. Diese Vereinigung der Gegensätze in der Person Friedrichs bleibt der Stachel, der immer noch sticht. Nicht umsonst unternimmt man am 300. Geburtstag des Großen alles, um diesen Stachel zu verstecken.

Alain de Benoist kritisiert den Mammon …

von Karlheinz Weißmann

Die folgenschwerste Veränderung des ideologischen Tableaus nach dem Zusammenbruch des Ostblocks war ohne Zweifel das Ende des »Neoliberalismus«. Darunter sei jene Weltanschauung verstanden, die gegen die Kommandowirtschaft triumphierte, weil sie behaupten konnte, daß allein das Zusammenspiel von Markt, Massenkonsum und Individualismus für Freiheit, Stabilität und zivilisierte Verhältnisse bürge. Der ungeheure Optimismus, der sich in den neunziger Jahren und am Beginn des neuen Jahrhunderts sogar mit der Erwartung eines »Endes der Geschichte« verknüpfte, ist heute kaum noch vorstellbar, beherrschte aber für einen gewissen Zeitraum die Köpfe und Herzen der Menschen.

Selbstverständlich hat es trotz des Siegeszuges dieser Auffassung immer Skeptiker gegeben. Aber deren Chance, Gehör zu finden, war vor dem Crash von 2008 gering. Zur kleinen Schar der Widerständigen gehörte der Franzose Alain de Benoist. Die Frage nach dem Ursprung seiner Positionierung ist insofern leicht zu beantworten, als Benoist den Liberalismus und dessen Vormacht – die USA – immer als »Hauptfeind« betrachtet hat: eine Art roter Faden seiner Weltanschauung, trotz der nicht unerheblichen Wandlungen, der sie ausgesetzt war, seit er mit einigen Freunden die »Nouvelle Droite« – »Neue Rechte« – aus der Taufe hob.

In Benoists jüngstem Buch, *Au bord du gouffre. La faillite annoncée du système de l'argent* (Paris: Krisis 2011, 214 S., 19 €; der Verlag der *Jungen Freiheit* bereitet eine deutsche Übersetzung vor), hat sich auf jeden Fall der Schwerpunkt gegenüber seiner früheren Argumentation verschoben. Denn es geht nicht primär um politische oder kulturelle oder religiöse, sondern um ökonomische Prozesse. Mit dem Titel, zu deutsch etwa »Am Rande des Abgrunds«, signalisiert Benoist außerdem, welche Prognose er dem Wirtschafts- und Gesellschaftssystem stellt, das gemeinhin als »alternativlos« gilt: Seiner Meinung nach hilft das Vertrauen auf Selbstheilungskräfte sowenig wie die Menge der Reparaturbemühungen, sind die Euro-Krise oder die immensen Staatsverschuldungen der PIGS oder die Versuche der USA, durch Geldvermehrung einen neuen »Aufschwung« vorzubereiten, nur Teile eines Syndroms, in dessen Zentrum das steht, was Marx »das Geld heckende Geld« nannte.

Man fühlt sich bei der Lektüre von *Au bord du gouffre* über weite Strecken an eine radikale linke Kapitalismuskritik erinnert. Was hier über das »System des Geldes« gesagt wird, klingt oft nicht anders als das, was Globalisierungsgegner oder Anhänger der Occupy-Bewegung äußern. Aber ohne Zweifel sind die geistigen Grundlagen dessen, was Benoist vorträgt, anderwärts zu suchen und jedenfalls nicht in den Traditionen des Materialismus zu finden. Ganz im Gegenteil, wahrscheinlich wird man einen »Antimaterialismus« – gerichtet gegen die philosophische Lehre wie die bürgerliche Praxis – zu den wichtigen Kontinuitätsmomenten seines Denkens zählen müssen. Und zu dieser Feststellung paßt auch, Benoist weniger den Kritikern des Kapitalismus, sondern den Kritikern des »Mammonismus« zuzuordnen. »Mammon« ist ein heute fast ungebräuchlich gewordener, pejorativ gemeinter Begriff für Geld.

Als Kritik des »Mammonismus«, also der Herrschaft des Geldes, entstand eine breite, wenngleich heute weitgehend vergessene Denktradition, deren Ursprünge bis in die Antike zurückreichen, die aber vor allem seit dem 19. Jahrhundert von verschiedenen Bewegungen – in erster Linie den Christlich-Sozialen und »Solidaristen«, Kathedersozialisten oder Sozialkonservativen – getragen und dann von den Nonkonformisten der Zwischenkriegszeit fortgesetzt wurde, auf die sich Benoist seit je mit Vorliebe beruft.

Sein wichtigster Ahnherr ist Georges Sorel, der schon nach seiner Abwendung von der orthodoxen Linken zu der Auffassung kam, daß der Kapitalismus nicht so sehr eine Wirtschaftsordnung als vielmehr das Ergebnis einer Mentalität sei, die sich nur durchsetzen konnte, weil sie alles zur Geltung brachte, was in der europäischen Überlieferung als nichtig, verwerflich, moralisch böse galt. Von Sorel hat Benoist auch den Hinweis auf den einzig denkbaren Ausweg übernommen. Beide teilen – als dezidierte »Heiden« – die Auffassung, daß ein fundamentaler Wandel nur dann möglich sei, wenn sich Gruppen nach dem Vorbild der frühen Kirche bildeten, »in der Welt, aber nicht von der Welt«, die entschlossen an der Richtigkeit ihrer Überzeugungen festhalten würden und sich bereithielten für den Zeitpunkt, wenn die Große Hure wankt.

… und beantwortet ein paar Fragen dazu

ein Gespräch mit Alain de Benoist

Sezession: Herr de Benoist, Ihr neues Buch *Am Rande des Abgrunds* (Berlin 2012) zeigt in der französischen Ausgabe die Twin Towers nach dem Angriff vom 11. September? Was hat Sie dazu bewogen, dieses Motiv zu wählen?

Benoist: Das hatte natürlich symbolische Gründe. Die Zwillingstürme waren der Sitz des World Trade Centers, eines Zentrums für den Welthandel. Nun ist das, was man heute als Globalisierung bezeichnet, eine Art ökonomische, finanzielle, technologische und kommerzielle Gleichschaltung. Ihr Ziel ist es, einen planetaren Markt zu errichten. Die Finanz- und Wirtschaftskrise, die im Herbst 2008 in den Vereinigten Staaten ausbrach und noch lange nicht zu Ende ist, ist eine strukturelle Krise des globalistischen Systems. Mit der Krise der Staatsverschuldung ist heute das gesamte internationale Finanzsystem betroffen und vom Zusammenbruch bedroht. Der Unterschied ist, daß die Zwillingstürme von außen, durch aufprallende Flugzeuge, zerstört wurden, während das globale Finanzsystem dabei ist, sich von innen her zu zerstören.

Sezession: Sie beginnen die Abhandlung mit einer Klärung dessen, was Geld eigentlich ist. Warum liegt darin Ihrer Meinung nach der Angelpunkt einer Gegenwartsanalyse?

Benoist: Die Kritik des Geldes hat eine lange Tradition. Sie reicht bis ins antike Griechenland zurück, mindestens bis zu Aristoteles' Anprangerung der »Chrematistik«, der Anhäufung von Reichtümern zur bloßen persönlichen Lustbefriedigung. Die alten europäischen Mythen stellten sich ebenfalls gegen die Leidenschaft des Goldes, sei es in der Geschichte des König Midas, im nordischen Mythos von der Schatzhüterin Gullveig oder im Motiv des Rheingoldes bei den Germanen. Georg Simmel hat aufgezeigt, daß das Geld viel mehr bedeutet als nur ein Zahlungsmittel. Philosophisch gesprochen, ist es eine universelle Entsprechung, durch die alle Dinge unter dem Gesichtspunkt der Quantität bewertet werden können, durch die alle Qualitäten auf ihren Zähl- und Marktwert reduziert werden. Im gegenwärtigen Zeitalter gilt das Geld geradezu als oberstes Gesetz der Welt. Nach 1945 wurde der allgemeine Rekurs auf den Kredit zum hauptsächlichen Motor des kapitalistischen Wachstums. Der Kredit eröffnete die Möglichkeit, die Zukunft dank eines in der Gegenwart gegebenen Versprechens im voraus zu konsumieren. Konnte das Versprechen nicht gehalten werden, verfiel man der Verschuldung und Überschuldung. Die aktuelle Finanzkrise wurde in erster Linie durch die Überschuldung der Staaten provoziert. Dazu kommt die Krise des Euros und des Dollars, wobei die letztere meiner Ansicht nach viel schwerer wiegt als die erstere.

Sezession: Wenn wir das richtig sehen, steht dieses Buch am Ende einer langen ideologischen Entwicklung. Sie, der einmal als Kopf der Nouvelle Droite galt, folgen heute einem Antikapitalismus, der üblicherweise als links gilt? Ist das eine Kehrtwende oder gibt es etwas wie einen roten Faden in Ihrer Weltanschauung?

Benoist: In der Bezeichnung »Neue Rechte« war vor allem das Wort »neu« wichtig. Die »Neue Rechte« (Nouvelle Droite) wollte damit zeigen, daß sie sich nicht mit der alten identifiziert. Es war typisch für sie, daß sie sich für den Wert und die Wahrheit von Ideen unabhängig von ihrer Herkunft interessierte. Wenn man der »Neuen Rechten« angehört, kann man sich sowohl bestimmten linken als auch rechten Ideen verbunden fühlen – denn es gab immer schon einen Pluralismus innerhalb der Linken wie der Rechten. Die Ideologien sind keine isolierten Systeme mehr, und es gab immer schon Verbindungswege zwischen ihnen. Und schließlich liegt es auf der Hand, daß die Spaltung Links-Rechts im intellektuellen Bereich heute zunehmend an Bedeutung verliert. Die »Nouvelle Droite« sieht keinen Widerspruch darin, sich ebenso auf Tocqueville wie auf Georges Sorel zu beziehen, auf Proudhon ebenso wie auf Carl Schmitt, auf George Orwell wie auch auf Heidegger. Sie hat den liberalen Kapitalismus schon lange als Hauptfeind erkannt und interessiert sich darum selbstverständlich für die bis dato schärfsten und besten Kritiker des Kapitalismus. Diese gab es auch auf der Rechten, vor allem aber waren sie auf der Linken zu finden. Eine nüchterne und unvoreingenommene Lektüre von Karl Marx, die sich von der Verteufelung ebenso fernhält wie von der Anbetung, ist nicht nur möglich, sondern sogar notwendig: nicht, um sich dem Marxismus zuzuwenden, sondern um zu prüfen, was an seinem Werk fruchtbar und aktuell geblieben ist.

Meinungsäußerungsfreiheit 2012

von Wiggo Mann

Im Januar 2012 erhielt das Hackerkollektiv »Anonymous« erhebliche Medienaufmerksamkeit für die Einrichtung der Seite »Nazileaks«, auf der Namen und Adressen von angeblichen NPD-Unterstützern sowie von Kunden rechter Szene-Läden veröffentlicht wurden. Unter den Datensätzen fand sich auch eine Liste mit Autoren und Interviewpartnern der Wochenzeitung *Junge Freiheit*. Der Deutsche Journalistenverband äußerte sich zu dieser Denunziation nur lauwarm: Kritisiert wurde nicht die Anprangerungspraxis an sich, sondern die »mangelnde Sorgfaltspflicht« – einige der Genannten seien vielleicht gar keine »Rechtsextremisten«.

Interviews mit Mitgliedern von »Anonymous« in diversen Zeitungen zeugten von durchweg schlichten Gemütern, die sich selbst als subversiv und anarchisch betrachten, während sie jedoch lediglich die Rolle eines freiwilligen Kettenhundes des staatlich institutionalisierten Antifaschismus spielen. Im Zuge der Medienhysterie um eine angebliche braune Terrorfraktion wurde auf der deutschen Innenministerkonferenz vom 9. Dezember 2011 die »Einleitung eines erneuten NPD-Verbotsverfahrens« beschlossen. Am 16. des Monats meldete die Netzseite der SPD-Fraktion des Bundestages: »Der Petitionsausschuß des Bundestages fordert die Bundesregierung auf, alle repressiven Mittel gegen Rechtsextremismus auszuschöpfen. Eine Petition, die sich gegen den rechtsextremistischen ›Arndt-Verlag‹ richtet, wurde einstimmig an die Bundesregierung überwiesen.«

Diese Erklärung ist in schönster sozialistischer Einpeitschermanier abgefaßt: »Die SPD-Bundestagsfraktion begrüßt, daß alle Mitglieder des Petitionsausschusses das wichtige Votum mitgetragen haben. Demokraten müssen gegen Rechtsextremismus gemeinsam ziehen. Der in der Petition aufgezeigte Verlag ist kein Unbekannter. Der Verfassungsschutzbericht weist regelmäßig auf seine Aktivitäten hin. Deswegen fordert die SPD-Bundestagsfraktion die Bundesregierung auf, dem genannten Verlag, aber auch allen anderen rechtsextremistisch Aktiven mit ›Null Toleranz‹ entgegenzuwirken. Mit kontinuierlicher Polizeipräsenz, hoher Kontrolldichte und der Ausschöpfung aller repressiven Mittel müssen die Rechten spüren, daß sie die wehrhafte Demokratie keinen Tag länger erträgt.«

Bereits im August 2011 war Dietmar Muniers Verlagsimperium, zu dem der Arndt-Verlag gehört, boykottiert worden. Die Handelskette Kaufland rief ihre Mitarbeiter zum betrügerischen Handeln auf, um den Verkauf des Magazins *Zuerst!* zu unterbinden: »Da wir die Belieferung aufgrund der in Deutschland gültigen Pressefreiheit nicht untersagen können, gehen Sie bitte wie folgt vor: Sobald Ihnen ein oben genanntes Objekt geliefert wird, legen Sie es sofort wieder in die Remikisten des Grossos. Stellen Sie in Ihrem Haus sicher, daß die Titel gar nicht erst in den Verkauf geraten. Nach dreimonatigem Nullverkauf wird die Belieferung automatisch reguliert bzw. eingestellt.« Am 29. Dezember forderte der Deutsche Gewerkschaftsbund Hamburg die Bauer-Media-Group auf, den Vertrieb von *Zuerst!* zu beenden: »Wir alle müssen unseren Beitrag dazu leisten, daß in diesem Land und überall auf der Welt Rechtsextreme mit ihrem rassistischen, menschenverachtenden und volksverhetzenden Gedankengut keine Chance haben«.

Auch ein anderer Verlag bekam im Dezember 2011 Repressalien zu spüren: Der Internetversand Amazon sperrte etwa 400 Titel des Tübinger Grabert-Verlages und schnitt ihn damit von rund einem Dutzend weiterer wichtiger Bücherdatenbanken im Netz ab. Auf Anfrage des Verlages wurde per Anwalt mitgeteilt, daß »Kundenbeschwerden« zum Ausschluß Graberts geführt hätten. Der Geschäftsführer, Wigbert Grabert, hält es für durchaus denkbar, daß diese »Kunden« im Bereich des Staats- und Verfassungsschutzes zu finden seien. Daß der Staat auch bereit ist, zur Bekämpfung unliebsamer Meinungen den Büttel einzusetzen, bekam Axel Möller im Oktober zu spüren: Der Betreiber des Netzportals »Altermedia« wurde aufgrund von Meinungsdelikten zu einer Freiheitsstrafe von 30 Monaten verurteilt. Sein Telekommunikationsverkehr wurde bereits seit Jahren von Ermittlern überwacht.

AUS UNSEREM PROGRAMM



ISBN
978-3-902475-92-3
Adam Winnicki
DIE NEUE WELTORDNUNG
Die USA und ihre globalen Herausforderer
206 Seiten, S/W-Abbildungen, Hc.
€ 19,90

Die weltweite Vormachtstellung der USA ist, nicht zuletzt aufgrund ständig steigender Staatsschulden, zunehmend bedroht. Staaten wie China, Russland, Indien oder Brasilien, die so genannten BRIC-Staaten, befinden sich im Aufwind. Winnicki zeichnet nicht nur die Mechanismen des Aufstiegs der USA zur alleinigen Weltmacht nach, sondern untersucht auch, inwieweit die Tage der „Hegemonie des Westens" gezählt sein könnten. Wer schreibt die „neue Weltordnung"?



ISBN
978-3-902475-94-7
Hanne K. Götze
KINDER BRAUCHEN MÜTTER
Die Risiken der Krippenbetreuung – Was Kinder wirklich stark macht
264 Seiten, Hc.
€ 19,90

Das Buch stellt das moderne Rollenbild der Frau in Frage. Ist die angebliche Selbstverwirklichung im Beruf tatsächlich dem Muttersein vorzuziehen? Ist Fremdbetreuung wirklich die beste Lösung? Die Autorin nimmt Abschied von der gängigen Vorstellung, Muttersein sei lediglich eine „Rolle". Sie ist, so Götze, vielmehr eine Notwendigkeit, sind doch die ersten Lebensjahre eines Kindes für dessen Entwicklung die wichtigsten. Gerade in dieser Zeit sei die Mutter durch nichts und niemanden zu ersetzen.



ISBN
978-3-902475-84-8
Jost Bauch
DER NIEDERGANG
Deutschland in der globalisierten Welt Schriften wider den Zeitgeist
216 Seiten, Hc.
€ 19,90

Die Auswirkungen der Globalisierung auf Deutschland stehen im Mittelpunkt dieser Sammlung gesellschaftskritischer Aufsätze. Geht der Staat im globalen Zeitalter unter oder bleibt die Nation unverzichtbar? Wie sieht der demographische Wandel – Geburtenmangel, Überalterung, Immigration – aus der Sicht der Soziologie aus, wie das Verhältnis von Ökologie, Ökonomie, Gesellschaft und Politik? Die scharfsinnigen Analysen Bauchs beleuchten politische und gesellschaftliche Entwicklungen, die das Gesicht Europas in den nächsten Jahren radikal verändern werden. Ist der Niedergang unabwendbar? Der bekannte Soziologe Jost Bauch glaubt, dass aufgrund vorhandener Potenziale erfolgversprechende Gegenstrategien möglich sind.



ISBN
978-3-902475-80-0
Niko Colmer
TERRORISMUS
Reale und fiktive Bedrohungen im Nahen Osten
184 Seiten, zahlr. Abbildungen, Hc.
€ 19,90

Nicht erst seit 9/11 geht im Westen die Angst vor dem Terror um, dessen Ursache im arabisch-islamischen Raum liegt. Der Autor, Journalist und intimer Kenner der Szene im Nahen Osten, beschreibt lebendig, was und wer sich hinter Organisationen wie Hisbollah, Hamas, Hisb ut-Tahrir oder der geheimnisumwobenen El Kaida verbirgt. Colmer fragt – auch in Interviews mit führenden Repräsentanten von Organisationen, die als terroristisch gelten – nach den wahren Ursachen des Terrors. So wird deutlich, warum die westliche Anti-Terror-Strategie zum Scheitern verurteilt ist.

Eine Lanze für Ernst Nolte

von Stefan Scheil

Am 19. Dezember 2011 hat Ernst Nolte in Berlin den Löwenthal-Ehrenpreis für sein Lebenswerk erhalten. Dies gab Gelegenheit für manche Klarstellung, auf dem Podium und andernorts. Aber schon zuvor konnte niemand, der den Geehrten als Person und sein Werk als Wissenschaftler näher kennt, daran zweifeln, daß Nolte zutiefst von den Normen des demokratisch verfaßten Rechtsstaats überzeugt ist. Er schätzt den Wert des liberalen Systems, der freien Forschung und des gepflegten, offenen Gesprächs. Von dieser Basis aus verurteilt er den Nationalsozialismus kategorisch als Unrecht von Anfang an und wiederholt dies auch noch einmal grundsätzlich in seinem vermeintlich letzten Buch, den *Späten Reflexionen,* die jüngst an dieser Stelle für soviel Aufregung gesorgt haben. Nolte ist ein zutiefst bürgerlicher Demokrat und Wissenschaftler, den der selbst miterlebte politische Extremismus der Weltkriegsära nachhaltig beeindruckt und bewegt hat. Sein Lebenswerk als Historiker enthält eine Analyse dieser Ära. Hat er sich dabei an manchen Stellen geirrt? Dies wird man bejahen müssen, wie man es wohl für jeden Historiker bejahen muß. Hat er Diktatur und Verbrechen gerechtfertigt oder will er gar ihre Wiederholung? Nein.

Man muß dies alles noch einmal wiederholen, um das Ausmaß einer ganzen Reihe von Unterstellungen zu ermessen, die Siegfried Gerlich in seinen Beitrag »Ernst Nolte – Späte Ambivalenzen« (*Sezession* 45, S. 22–29) eingebaut hat. Gerlich hat sich über Noltes Buch offenkundig geärgert. Daher greift er zu jener vernichtenden Polemik, wie sie gegen Nolte seit mindestens einem Vierteljahrhundert angewandt wird. Die Methoden dafür haben sich nicht geändert. Wenn man in der BRD jemanden so recht angreifen will, stellt man ihn als »Nazi« oder NS-Apologeten dar. Wenn dafür keine starken Belege zu finden sind, und das sind sie in Noltes Fall ganz gewiß nicht, dann werden sie eben zusammengebastelt. Ein Beispiel:

Nolte soll die Morde der Einsatzgruppen der SS im Rußlandfeldzug »gerechtfertigt« haben, läßt er wissen. Natürlich hat Nolte das nicht getan, nichts liegt ihm ferner als das. Er hat aber darauf hingewiesen, daß Martin van Creveld diese Morde gerechtfertigt hat, wenn auch »wider Willen«, wie er ihm zugesteht. Wer nämlich, wie Creveld im Jahr 2004 bei einem »Berliner Kolleg« des IfS, den Massenmord an Zehntausenden Menschen einer aktuell aufsässigen und potentiell widerständigen Gruppe – Beispiel Syrien 1982 – als effektive und angemessene Methode preist, der hat den intellektuellen und moralischen Boden verlassen, von dem aus er die Einsatzgruppen verurteilen könnte. Das galt um so mehr, als Creveld sich bei gleichem Anlaß über die angeblich fehlende Effektivität der damals laufenden amerikanischen Offensive in Falludscha ausließ, die ihm zu wenig brutal und außerdem zu offensichtlich angekündigt erschien. Hier redete ein tatsächlich als Militärberater tätiger Akademiker einem Massaker das Wort.

Den notwendigen Zusammenhang mit allen wirklichen und möglichen Massakern, auch den deutschen, hat Nolte erkannt und ihn mit seiner manchmal geradezu sokratisch wirkenden Art offengelegt. Mit solchen Hinweisen auf die logischen Konsequenzen bestimmter Behauptungen machte man sich bekanntlich schon im alten Athen wenig Freunde. Nolte tut dies dennoch immer wieder konsequent, zu Gerlichs Empörung auch gegenüber Friedrich Romig. Wenn Romig das Judentum als »Antichrist« bezeichnet und Nolte ihm dann die Frage stellt, ob denn vor diesem Hintergrund Hitler als der tödlichste Judenfeind der Weltgeschichte nicht im »Bereich des Rühmenswerten« zu führen sei, dann ist das für Gerlich ein »Verfall« in »theologisch mystifizierendes Reden«. Tatsächlich hat Nolte sich nicht Romigs Position zu eigen macht, sondern dessen stillschweigende und zweifellos »wider Willen« erhobene Mitbehauptungen aufgezeigt.

Ernst Nolte – Späte Ambivalenzen

von Siegfried Gerlich

Zur Überraschung all jener, die Ernst Nolte Glauben geschenkt hatten, als er sein Lebenswerk mit seinem Buch über den Islamismus für vollendet erklärte, sind aktuell gleich zwei weitere Bücher aus seiner Feder erschienen, die zudem unterschiedlicher kaum sein könnten. Unter dem Titel *Italienische Schriften* finden sich Aufsätze, Artikel und Interviews aus den Jahren 1994 bis 2008 versammelt, deren deutsche Originalfassungen Nolte nun zugänglich macht. Mit gänzlich neuen Themen und Thesen warten diese Gelegenheitsschriften zwar nicht auf, aber dafür bieten sie einen klaren und kompakten Einblick in Noltes Geschichtsdenken der letzten Jahrzehnte. Und der sie beschließende »Umriß einer intellektuellen Biographie«, in dem Nolte überaus persönlich auf seinen Lebens- und Denkweg zurückblickt, taugt sogar vorzüglich als Einführung in das Gesamtwerk.

Am Horizont der *Italienischen Schriften* steht die Sorge um die Zukunft Europas, dessen geschichtliches und kulturelles Gepräge sich in einer nachgeschichtlichen und multikulturellen Weltzivilisation aufzulösen droht. Auf die um so dringlicher gewordenen Fragen, worin die vielberufene Einheit Europas substantiell gründet und wo dessen legitime Grenzen verlaufen, geben Noltes historische Betrachtungen eine in romantischer Tradition stehende Antwort: Das früheste Gesicht des uns vertrauten Europa zeigte sich mit dem karolingischen Reich, und der Geist dieses christlichen Abe

»Soviel ist sicher, daß jener tief emotionale und positive Akzent, der mit dem Wort ›Europa‹ verknüpft sein kann, durch die Aufnahme der Türkei oder auch Rußlands verloren gehen würde.«

»So darf man den Islamismus, der nicht eine ›Poli

Die Verzweiflung Siegfried Gerlichs über das allerletzte Buch Ernst Noltes (Späte Reflexionen) *erschien in Worte gefaßt im Dezemberheft unserer Zeitschrift. Sie rief ihrerseits bei unserem Autor Stefan Scheil Unmut hervor, er führt die Debatte um Noltes Position hiermit weiter.*

Gerlich sieht das nicht oder will es nicht sehen, und geht an anderer Stelle ins Grundsätzliche. Nolte würde als Antwort auf Ernst Niekisch und dessen Deutung des NS-Regimes als einer deutschen »Daseinsverfehlung« nun gar »den Nationalsozialismus zur seinerzeit einzig möglichen ›deutschen Daseinserfüllung‹ verklären«, setzt er nach. Dies wäre eine NS-Apologie in vollem Umfang. Was die tolle Behauptung des niemals Gesagten angeht, so erreicht dies mühelos die Methoden von Jürgen Habermas aus dem Historikerstreit. Bei Nolte steht an dieser Stelle nämlich folgendes, nachdem er den Gegensatz von Daseinsverfehlung und Daseinserfüllung diskutiert hat: »Es bleibt jedoch genug an Feststellungen und Fragen, um jene hypothetische Umkehrung von ›Daseinsverfehlung‹ in ›Daseinserfüllung‹ zu problematisieren, ja apodiktisch zu verneinen (sic!): etwa der Mangel an Kultur und Menschlichkeit im Nationalsozialismus selbst, die Verachtung der ›Untermenschen‹, der Wille zum biologischen ›clean sweep‹ usw.«

Nichts wird also verklärt. Nirgendwo hat Nolte behauptet, der Nationalsozialismus sei die einzig mögliche oder gar wünschenswerte Daseinserfüllung gewesen. Den Apologeten Nolte, den Gerlich in seiner Polemik konstruiert, gibt es nicht.

Gerlichs Aufregung über das neue Buch verführt ihn auch an einer anderen, für bundesdeutsche Verhältnisse ganz typischen Stelle zu derartigen Mißgriffen. Es geht um Noltes Äußerungen über das Judentum, Israel und den Zionismus.

Nolte hat dem jüdischen Volk an vielen Stellen seiner Werke eine welthistorische Rolle zugeschrieben. In einer Republik, in der die »politische Bildung« seit einem halben Jahrhundert den bloßen Gebrauch des Begriffs »jüdisches Volk« als Ausdruck eines latenten Antisemitismus skandalisiert, ist dies ungewöhnlich. Der Begriff des Judentums ist zu einem ständigen Aufreger geworden, der frei zwischen seiner angeblich konstruierten Natur und seiner alltäglichen Gegenwart in den Abendnachrichten aus dem Nahen Osten hin und her schwankt. Gerlich nun hat eine verengte Sicht auf so manchen historischen Zusammenhang, mit dem er argumentiert. Ein Satz wie der über »die Annexionen großer Teile Palästinas im Zuge der Staatsgründung Jordaniens« wird nur dann möglich, wenn man nicht weiß, daß Jordanien der größte Teil des ursprünglichen Mandats Palästina ist und von der britischen Politik dort herausgeschnitten wurde, damit wenigstens eines der vielen im Ersten Weltkrieg gegebenen und dann gebrochenen Versprechen gehalten würde.

Zu diesen – zunächst gebrochenen – Versprechen gehörte auch das Gründungsdokument Israels, die Balfour-Deklaration. Damit wären wir bei dem Verhältnis zwischen dem Zionismus und der Weltpolitik, das Nolte aus Sicht von Gerlich skandalös zum Thema macht. Gerlich mag an einen weltpolitischen Einfluß jüdischer Organisationen nicht glauben. Das ist bundesrepublikanischer Standard. Es unterscheidet ihn aber deutlich von den damaligen zionistischen Politikern, die der Ansicht waren, Israel nicht ohne den Beistand der Großmächte gründen zu können, und lebhaft behaupteten, solchen Einfluß zu haben. Erste Adresse dafür war – fast vergessen – das deutsche Kaiserreich. Die jüdische Emanzipation in Osteuropa folgte nach 1914 der Reichweite der deutschen Waffen. Das Überleben der jüdischen Gemeinschaft im damals türkisch-osmanischen Palästina wurde nur durch den Druck auf die Türkei möglich, der durch deutsche Zionisten als Funktionsträger des Auswärtigen Amts ausgeübt wurde. Andernfalls hätten die Juden das tödliche Schicksal der Armenier geteilt, dies läßt sich der älteren zionistischen Geschichtsschreibung entnehmen. Schließlich nötigte Berlin den Jungtürken im Frühjahr 1918 sogar noch die Zusage einer jüdischen Autonomie in Palästina ab, ähnlich der Balfour-Deklaration.

Die Geschäftsgrundlage für solche Aktionen hatte sich zu dieser Zeit mit dem amerika-

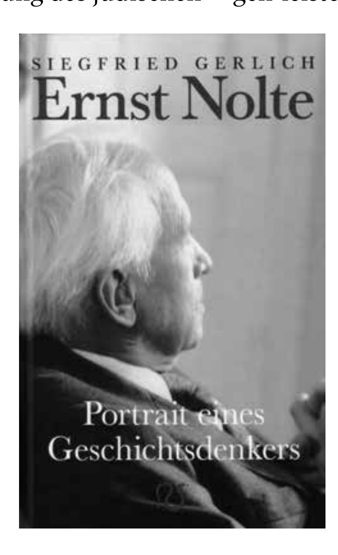
nischen Angriff auf Deutschland aber bereits geändert, der seit Frühjahr 1917 absehbar war und den vor allem die britische Politik nicht zuletzt mit Versprechen an den Zionismus »gekauft« zu haben glaubte. Ob dies stimmt, ist eine ungeklärte und an dieser Stelle nicht zu beantwortende Frage. Sicher ist aber, daß entscheidende Personen auf allen Seiten, etwa auch Winston Churchill, davon überzeugt waren. Als die Westmächte zwischen 1914 und 1922 den Nahen Osten aus der Beutemasse des Osmanischen Reichs so zurechtschnitten, wie er sich heute darstellt, waren machtpolitische Geschäfte die Regel, nicht die Ausnahme. Aus dieser Zeit resultiert auch die Grundsteinlegung des jüdischen Staates Israel. Er hat folglich ein ebensogut begründetes Existenzrecht wie jeder andere Staat der Region auch.

Nolte nun würde die Gründung Israels »dämonisieren«, läßt Gerlich wissen. Auch dies hat Nolte keineswegs getan. Wohl aber hat er wiederholt auf die besondere Problematik dieser Staatsgründung hingewiesen, die unabhängig von allen oben vorgestellten Ausführungen besteht: Der Versuch, einen Anspruch auf autochthones Recht nach Tausenden Jahren Unterbrechung wieder durchzusetzen, ist das exzentrischste Projekt der bisherigen Menschheitsgeschichte. Gerlich schiebt diesen Aspekt der israelischen Staatsgründung brutal beiseite und versucht gegen Nolte, ein »Recht auf Landnahme« in Stellung zu bringen, das er auf Carl Schmitt zurückführt. Ein solches Recht gibt es nicht und kann es nicht geben, es würde die reine Gewalt rechtfertigen. Statt dessen geht alles Völkerrecht eben von den begründeten Ansprüchen der jeweils autochthonen Bevölkerung aus, die ein Gebiet aktuell und traditionell bewohnt. Wer sie vernichtet oder vertreibt, begeht nach geltenden Normen ein Verbrechen gegen die Menschlichkeit. Es ist bisher noch nicht gelungen, diese Normen, die Rechte und Interessen Israels mit denen der vertriebenen autochthonen palästinensischen Bevölkerung in Einklang zu bringen. Nolte weist deshalb auf die Gefahren der Eskalation des Konflikts hin, wenn zwei Kriegsparteien über das Recht auf Selbstverteidigung hinaus das Existenzrecht der jeweils anderen im Grundsatz bestreiten sollten. Seine Befürchtung, dies könnte in einem weiteren Genozid enden, ist der Besorgnis über eine Wiederholung der Erfahrungen aus der Weltkriegsära geschuldet. Mit seiner phantasievollen Deutung, Nolte wolle Israel einen Genozid unterschieben, damit man »quitt« sei, erreicht Gerlich jene Denkzone, in der jeder jedem alles unterstellen kann, so er sich denn Gehör zu verschaffen vermag.

Interessant ist, daß Gerlich dann umgehend die Befürchtungen Noltes bestätigt, wenn auch vermutlich ebenfalls »wider Willen«. Er läßt von einem Luxusproblem wissen: »Israel hingegen leistet sich den moralischen Luxus eines Palästinenserproblems, dessen militärische Liquidierung ihm ein leichtes wäre.« Mit diesem Satz ist Gerlich eigentlich schon da angekommen, wo Nolte Israel nur spekulativ sieht. Als »moralischer Luxus« läßt sich das Palästinenserproblem nämlich nur dann bezeichnen, wenn man der autochthonen palästinensischen Bevölkerung in Palästina das Existenzrecht grundsätzlich abspricht. Denn Gerlich dürfte nicht so ahnungslos sein, von den zahlreichen vergeblichen israelischen Anläufen zur »Liquidierung« der militärischen Aspekte des palästinensisch-israelischen Konflikts nichts zu wissen. Man führte Krieg in Gaza, marschierte bis Beirut, flog zahllose Luftangriffe bis hin nach Tunis und liquidierte in der Tat zahlreiche palästinensische Funktionäre. Wer angesichts dessen über weitere »leichte« Liquidierungsoptionen schwadroniert, kann eigentlich nur die Austreibung des widerständigen Bevölkerungsteils meinen. Das wäre, siehe oben, die Billigung eines Verbrechens gegen die Menschlichkeit – die Nolte, anders als seine moralisierenden Kritiker, an keiner Stelle seines Lebenswerks je vollzogen hat.

Was bleibt angesichts dessen von der ganzen Aufregung über Noltes *Späte Reflexionen?* Es bleibt wohl die Erkenntnis, daß Noltes intellektuelle Konsequenz und sein bürgerlich-liberaler Hintergrund ihn nicht davor bewahrt haben, in dieser verhetzten Republik zum negativen Symbol stilisiert zu werden. Das sagt mehr über die Republik und seine Kritiker aus als über ihn. Immerhin, der Schierlingsbecher ist abgeschafft.





Ernst Nolte: *Späte Reflexionen. Über den Weltbürgerkrieg des 20. Jahrhunderts,* Wien/Leipzig 2011.

Siegfried Gerlich: *Ernst Nolte. Portrait eines Geschichtsdenkers,* Schnellroda 2009.

Hamburg, den 19. Januar 2012

Lieber Herr Kubitschek,

Sie wissen, daß ich gern streite, aber nach der Lektüre von Stefan Scheils Beitrag muß ich Ihr freundliches Angebot einer ausführlichen Stellungnahme leider dankend ablehnen, denn allzu viel Aufwand treibe ich nicht für einen Autor, der seine unbestreitbare wissenschaftliche Kompetenz so dezidiert und offensiv in den Dienst seiner geschichtspolitischen Position stellt. Meine ambivalent ausgefallene Doppelrezension der letzten Bücher Ernst Noltes – das eine wurde mit Lob, das andere mit Tadel bedacht – wird mir hier als »vernichtende Polemik« um die Ohren gehauen, und das ebenso pathetische wie perfide Schlußbild des »Schierlingsbechers« stilisiert nicht nur Nolte zu einem Sokrates, sondern suggeriert zugleich, ich hätte seinen Kopf gefordert. Zu mehr als ein paar widerwilligen Worten kann ich mich daher nicht durchringen, auch wenn die kaum ausreichen werden, um Scheils vorsokratische Sophistik vorzuführen, mit der er sich ein Idealbild von Nolte und ein Zerrbild meiner Kritik zurechtgeschustert hat.

Abgesehen davon, daß Scheil gerade die wesentlichen der von mir durch Zitate belegten Provokationen Noltes stillschweigend übergeht und vornehmlich solche thematisiert, für die Nolte besonnene Selbstrelativierungen parat hat, auf die man sich dann wohlfeil herausreden kann, lehnt er sich definitiv zu weit aus dem Fenster, wenn er allen Ernstes behauptet, Nolte habe noch in seinem letzten Buch »den Nationalsozialismus kategorisch als Unrecht von Anfang an« verurteilt. Als gäbe es nicht bereits in früheren Büchern auch gegenteilige Aussagen über das »historische Recht« und das »Richtige« des Nationalsozialismus, das »Gerechtfertigte« von Hitlers Grundemotionen und das »Begründbare« seiner Judeninternierung. Über die Sache selbst ließe sich streiten, aber Scheils treuherzige Versicherung, daß Nolte dergleichen nie geschrieben hätte, wo doch jeder findige Leser sich leicht vom Gegenteil überzeugen kann, spekuliert offenbar auf die »Lesefaulheit der Rechten« (Maschke) und sabotiert jedes vernünftige Gespräch.

Wenn ich Scheils Text dennoch mit einem gewissen Amusement gelesen habe, so weil das von ihm gezeichnete bürgerlich-liberale Nolte-Portrait sich beinahe wie ein Resümee meines Buches ausnimmt. Nur daß Scheil seine politisch korrekte Stilisierung Noltes zu einem lupenreinen Demokraten und volkspädagogisch wertvollen Verfassungspatrioten so sehr übertreibt, daß selbst ein Habermas seine Freude daran hätte und man sich fragt, wie sich jemals die Rechte für Nolte erwärmen konnte.

Meine lässige Rede von der »Annexion großer Teile Palästinas im Zuge der Staatsgründung Jordaniens« mag völkerrechtlich unzutreffend sein, sie verweist jedoch sehr treffend auf die demographische Grundvoraussetzung des »Schwarzen September«: daß Jordanien mit seinem zu zwei Dritteln palästinensischen Staatsvolk von Anbeginn ein heimlicher Palästinenserstaat war. Daß demgegenüber das allseits bedrohte Israel sein Palästinenserproblem eben nicht im jordanischen Stil gelöst hat, habe ich mit einer robusten Formulierung als »moralischen Luxus« bezeichnet. Den beißenden Sarkasmus darin, der auf die notorisch verharmlosten Grausamkeiten der arabischen Palästinenserpolitik zielte, überhört Scheil geflissentlich, um mit aufgesetzter Unschuldsmiene den Sinn meiner Rede in die Bestreitung des Existenzrechts der Palästinenser umzufälschen. Aber alle Winkelzüge Scheils, Nolte ein aufgeräumtes Verhältnis zu Israel zu bescheinigen, versagen letztlich vor der Wucht dämonisierender Donnerworte wie der »Ursünde« der israelischen Staatsgründung und dem »radikal Bösen« der israelischen Palästinenserpolitik. Seit Jahren jedenfalls kommen mehr Palästinenser durch den Terror der Hamas ums Leben als durch Einsätze der israelischen Armee.

In der Rubrik »Frisch gepreßt« hatte die *Junge Freiheit* (36/11) noch kühn vermeldet, keines der Bücher Noltes biete »ein vergleichbar aufregendes Provokationspotential« wie sein letztes – sogar von einer »Kollapsgefahr« war die Rede, welche der Autor seine Leser »Seite für Seite« aussetze. Die nachfolgenden publizistischen Reaktionen ließen indessen eher den Schluß zu, Nolte habe sich hier um Kopf und Kragen geschrieben, denn weder Thorsten Hinz und Stefan Scheil in ihren Rezensionen noch Günter Scholdt in seiner Laudatio brachten es über sich, auch nur klar zu benennen, wovon Noltes Buch zentral handelt. Da wurde herumgedruckst und ein großer Bogen um das verminte Gelände gemacht. Die *Späten Reflexionen* aber sind ein polarisierendes Werk. Es von seinen zahllosen Anstößigkeiten zu säubern und unter intellektuellen Verrenkungen politisch zu korrigieren bedeutet, es zu herabgesetztem Preis feilzubieten und Nolte als Denker nicht mehr ernst zu nehmen. Da ist mir der geistig minderbemittelte Leser der *Nationalzeitung* schon lieber, der sich aufrichtig darüber freut, in Noltes letztem Buch tatsächlich all das zu finden, was die *JF* so unvorsichtig ausgeplaudert hat.

Herzlich grüßt aus Hamburg,
Ihr Siegfried Gerlich

Fliegen schauen Dich an

von Ellen Kositza

Gänsestopfleber und Stubenküken gelten einer marginalen Klasse von Gourmets als Delikatesse. Wer aber mag den Transport lebender Schlachttiere quer durch Europa verteidigen, wer die massenhafte Fleischproduktion, für die zighunderttausend Jungtiere, im Schnellmastverfahren groß gemacht –, nicht fett, das goutiert der moderne Konsument nicht – Monat für Monat in Schlachtfabriken ihr Leben lassen? Öffentlich kaum jemand. Die gültige Abstimmung geschieht per Mund und Magen, durch Verzehr all der knusprigen Grillhähnchen, der Filets, der Hackware, denen man ihre ursprüngliche Form kaum mehr ansieht. In Weißenfels, der Novalis-Stadt, ein paar Autominuten von der Redaktion dieser Zeitschrift entfernt, werden an jedem Wochentag rund 20 000 Schweine zum Zwecke des Verzehrs geschlachtet. Ein jahrtausendealter Zusammenhang hat seine Umkehrung gefunden: Die geopferten Tiere sind längst keine Opfertiere mehr und zubereitetes Fleisch kein Festmahl.

2010 wurde der (lesende) Verbraucher mit einiger Wucht auf dieses Dilemma gestoßen. Die Selbsterfahrungsbücher der Neo-Vegetarier Jonathan Safran Foer *(Tiere essen)* und Karen Duve *(Anständig essen)* eroberten beste Plätze auf den Verkaufslisten. Seither ist jene Abstufung Allgemeingut: Vegetarier verzichten auf Fleisch, Pescetarier genehmigen sich jedoch Fisch, Veganer meiden alle Produkte tierischen Ursprungs (neben Milch, Honig und Eiern also auch Woll- und Lederprodukte), Frutarier – als strikteste Abart der Korrektesser – verspeisen nur Früchte, deren Verzehr die spendende Pflanze unbeschädigt lassen: Obst, Nüsse, Samen.

Für Ansgar Stößel kam die Lebenswende 2007. Ein Aufenthalt in Indien, wo ein Großteil der Bevölkerung traditionell fleischlos lebt, hatte ihn schon zuvor zum Vegetariertum bekehrt. Vertiefte Lektüre ließ ihn nun erkennen, daß Veganismus die »logische Konsequenz« sei, »wenn wir die Welt noch retten wollen«. Stößel gründete eine Stiftung, einen Fernsehsender und versuchte, die Mitwelt zu überzeugen. Erfolg ist seinem Anliegen erst vergönnt, als die politische Klasse unversehens auf den veganen Zug springt: Fleischverzehr mache aggressiv, weltweit gäbe es bei veganer Ernährung keine Hungersnöte mehr, heißt es nun in Kampagnen. Ferner erscheint der auf Tiere ausgedehnte Grundsatz der Gleichberechtigung als Gebot der Stunde.

Wir befinden uns inmitten eines dystopischen Szenarios, das »Saskia Lorentz« in ihrem Roman *Die Republik der Veganer. Eine neudeutsche Utopie* (Salenstein: Unitall 2011, 238 S., 14.90 €) mit einer Ethik- und Ernährungsmode, etwa mit Peter Singers *Animal liberation* (1975), beginnen läßt. Bald wird der Randgruppentrend, flankiert von Hysterikern, zur Staatsdoktrin. Ein GAU im Kernkraftwerk Neckarwestheim Anno 2030 läßt nur die unterirdisch verbunkerte Großgemeinde der Veganer (unterirdisch, damit oben Platz entsteht für Windkrafträder und Solarzellen) und wenige zählebige andere, hauptsächlich Ausländer, überleben. Umwabert von Endzeitstimmung überrollt die Armee der veganen Elite schließlich von Berlin aus ein Dorf nach dem anderen.

Das hölzerne Strickmuster dieser sich »politisch unkorrekt« wähnenden Utopie mißachtet alle Regeln, die einem Roman zuträglich sein können, Spannung und erst recht jeder Tiefgang fehlen. Beachtenswert und nachvollziehbar ist allein die Tatsache, daß hier, jedenfalls bis zum bitteren Ende, jeder katastrophische Absturz des Gemeinwesens immer noch keinen ultimativen Schockzustand beschert. Das Ding namens Staat rollt weiter, man wurschtelt sich – so man zu den Überlebenden zählt – durch nach dem Motto: Opfer gibt es immer, sie sind der Preis des Fortschritts.

Die Art, wie hier die menschlichen Sturmgeschütze der Tierrechtsbewegung gezeichnet werden, erscheint als groteske Überzeichnung. Warum läßt »Saskia Lorentz« diese asketischen Idealisten so heillos fratzenhaft agieren? Eine Antwort wäre zu finden in der von *Zeit*-Redakteurin Iris Radisch und ihrem Mann Eberhard

Rathgeb edierten Aufsatzsammlung *Wir haben es satt! Warum Tiere keine Lebensmittel sind* (Salzburg: Residenz 2011. 259 S., 19.90 €). Wir lesen zum einen, daß Vegetarismus mitnichten das Phänomen einer urbanen Wohlstandsgesellschaft ist. Die hier versammelten Texte sind zwar größtenteils Produkte der saturierten Supermarkt-Moderne, gehen aber auch zurück auf Ovid und den antiken Philosophen Porphyrius (»Über die Enthaltsamkeit«), sie liefern streckenweise ernsthaft Bedenkenswertes.

Das Buch ist ähnlich angelegt wie das 2005 von Rathgeb herausgegebene Kompendium *Die engagierte Nation. Deutsche Debatten 1945–2005* (siehe: *Sezession* 12, S. 57), ein verdienstvolles und nützliches Werk, das in Schnellroda seinen Platz im Regal bei den Nachschlagewerken hat und regelmäßig zu Rate gezogen wird. Rathgeb, damals Feuilletonredakteur der *FAZ,* hatte hier die zentralen Wortmeldungen der Nachkriegsmeinungsmacher versammelt und sachlich eingeordnet.



Läse man nun das aktuelle Buch, gerade die Kommentarteile zwischen den einzelnen Texten, ohne Kenntnis der Herausgebernamen, man würde auf ein radikales Autorenkollektiv tippen, junge Leute, deren unbedingter und ahistorischer Idealismus ungebremst von erweitertem Weltwissen und einem Gespür für das adäquate Maß sich in eine Weltverbesserungsideologie verrannt hat. Strikt auf den Verzehr von Tierprodukten oder die sonstige Verwendung von dergleichen zu verzichten (woran in der Tat keiner zu hindern wäre), reicht für Radisch/Rathgeb keinesfalls aus. Darum fehlt es auch nicht an bösen Spitzen gegen Foer, der selbst zwar fleischlos glücklich ist, seinem Publikum jedoch nur ein Maßhalten beim Verzehr tierischer Produkte predigt.

Es herrsche für jeden Überzeugten – der breite Rest der Carnivoren fällt gleichsam in die Unmenschen-Kategorie – die Pflicht, aufklärend und missionarisch tätig zu sein. Denn: Würde einen »die Tatsache, daß man kein Menschenfleisch ist, moralisch dazu berechtigen, Konzentrationslager zu dulden«? »Nach dem Zweiten Weltkrieg führte ein kurzer Weg von den nationalsozialistischen Vernichtungslagern zurück zu den Schlachthöfen.« Ähnlich einem Soldaten, der durch die Routine des Krieges das Tötungsverbot überwunden habe, doch in einer feigeren Version, koste der »Fleischesser den Sieg aus über ein anderes Wesen, das er ohne Kampf erlegt« habe.

Jede ontologische Unterscheidung zwischen Mensch und Tier erscheint den Autoren als willkürlich getroffenes, ungültiges Argument, bereits die Kategorie »Tier« (statt »Lebewesen«) halten sie für unstatthaft. Bitter beklagen sie die seit Menschengedenken vorgefundenen Herrschaftsverhältnisse, in denen Tiere als Arbeits-, Haus- und Schlachtvieh »Sklaven der Bedürfnisse ihrer Herren« seien, anstatt »nicht nur partnerschaftlich, sondern freundschaftlich« in die Kette der Lebewesen eingemeindet zu werden. Vor dem Hintergrund, daß die »Haftbedingungen« und »Hinrichtungsarten« unserer »Mitwesen« an Abscheulichkeit stets zunähmen, lasse sich die gesamte Zivilisationsgeschichte als Verfall beschreiben. Daß man dergleichen von einer ausgewiesenen Fortschrittsfreundin wie Radisch lesen darf, die jegliche »Kulturkritik« habituell unter Faschismusverdacht stellt, ist schon eine besondere, nachgerade esoterische Nummer!

Das Alltagsleben der Familie Radisch/Rathgeb mit ihren drei Schulkindern muß unermeßlich anstrengend sein. Jedenfalls, wenn dort in anderen Lebensbereichen auch nur annähernde Konsequenz herrscht. Und das sollte man bei rigiden Maßstäben in der Nahrungsaufnahme voraussetzen dürfen. Kinder, so klagen sie, die in der »widersprüchlichen Welt ihrer Eltern« aufwachsen, in welcher der Familienhund einerseits geliebt wird, dem andererseits aber das Fleisch anderer Tiere vorgesetzt wird, leben in einem »Wahrnehmungskäfig«. Schlachtabfälle (aus denen die kleinen fleischlichen Anteile herkömmlichen Tierfutters bestehen) sollten gleichermaßen tabu sein wie Schnitzel und Keule. Wie man im Hause der Autoren – man lebt ländlich – mit sogenannten Schädlingen (die man dort möglicherweise anders nennt) umgeht, wird nicht näher ausgeführt. Jedenfalls könne auch der Anblick einer »gedankenlos totgeschlagenen« Fliege das Mark erschüttern: »Wenn man einmal eine sterbende Fliege von nahem gesehen hat, für deren langsamen Tod man verantwortlich ist, kann es passieren, daß das Mitleid für jene Kreatur, deren Leiden für unser bloßes Auge offensichtlich ist, auch auf das winzige Tierchen überfließt, das leidet.« Gandhi gilt als Vorbild, der den eigenen Tod dem Verzehr auch nur einer Fleischbrühe vorziehen wollte. Um das Problem, das aus dem »Prinzip der Gleichheit« aller Lebewesen erwachse, ordentlich greifbar zu machen, ziehen sie eine »logische« Parallelvorstellung zum Essen von tierischen »Kadavern«: Gleichfalls könne man ja Menschen, die bei Unfällen ums Leben kommen, einsammeln, verarbeiten und zum Verzehr anbieten. Hühner-KZ, Menschen-KZ: hier wird es einerlei, sie alle wollten lieber länger leben. Ganz nebenbei könnte man bei der Schilderung jener verachtenswerten »Tötungsroutine«, verübt an Lebewesen »mit wild schlagenden Herzen«, auch an nichttierische kleine Unschuldswesen denken. Müßig zu erwähnen, daß weder Radisch noch Rathgeb je ihre Stimme gegen die Praxis der Abtreibung erhoben haben.

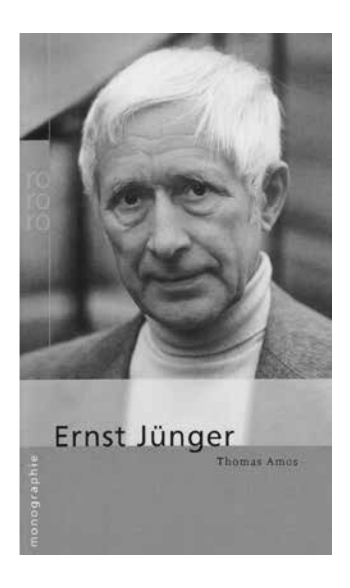
Wieder Neues über Jünger

von Erik Lehnert

Spätestens seit seinem Tod vor zwölf Jahren gehört Ernst Jünger zu den Klassikern der Weltliteratur. Zwar gab es bereits zu seinen Lebzeiten zwei Gesamtausgaben und eine umfangreiche Sekundärliteratur zu seinem Werk, doch kann diese Tatsache nicht darüber hinwegtäuschen, daß Jünger Zeit seines Lebens »umstritten« blieb. Wurde er während der Weimarer Republik vor allem als politischer Schriftsteller wahrgenommen, der vom offiziellen Literatenmilieu Abstand hielt, änderten sich im Dritten Reich lediglich die Vorzeichen des (jetzt nationalsozialistischen) Literaturbetriebs – der Abstand blieb. Nach dem Krieg galt Jünger für die Alliierten als belastet und hatte deshalb Veröffentlichungsverbot. Allerdings erlebte er nach Gründung der Bundesrepublik ein ungeahntes Comeback, das nicht zuletzt von seiner moralischen Integrität im Dritten Reich lebte. Damit war es Ende der sechziger Jahre vorbei: Auch Jünger kam vors Tribunal der Vergangenheitsbewältiger, seine Leser mußten sich entsprechend belehren lassen. Anfang der neunziger Jahre dann, im Zuge der politischen Wende, versuchte die Jünger-Rezeption endlich, dem Werk dieses Zeitzeugen und Autors gerecht zu werden. Aber erst nach seinem Tod scheint man sich, vor allem auch in Frankreich, über seinen Rang einig geworden zu sein: Die Aufnahme Jüngers in die berühmte »Bibliothèque de la Pléiade« ist so etwas wie ein Siegel.

Ein interessantes Beispiel für dieses lange Auf und Ab der Jünger-Rezeption ist seine Präsenz in der Reihe *rowohlts monographien,* die es seit 1958 gibt und bis heute existiert. Hier bekam Jünger bereits 1962 seinen eigenen Band, verfaßt von einem Weggefährten im weitesten Sinne: dem Nationalbolschewisten Karl O. Paetel, der 1935 aus Deutschland fliehen mußte. Nachdem die Erstauflage verkauft war, gab es keine neue und in den nächsten Jahrzehnten auch keinen anderen Band zu Jünger. Erst jetzt ist ein gänzlich neuer erschienen (Reinbek: Rowohlt Taschenbuch 2011, 157 S., 8.99 €). Geschrieben hat ihn der Literaturwissenschaftler Thomas Amos, der einen guten Überblick liefert, im Urteil aber unsicher ist und an vielen Stellen meint, Jünger irgendwie entlarven zu müssen. Hinzu kommt, daß Amos mit der Literatur zu Jünger nicht umfassend vertraut ist, so daß ihm Fehler unterlaufen. So datiert er das Erscheinen der Friedensschrift mißverständlich, eventuell in eine Nach-Stauffenberg-Phase hinein, in der auch Jüngers Kopf wackelte und seine Frau zu Hause in Kirchhorst ganze Briefwechsel einäscherte. Tatsächlich erschien die Friedensschrift erst nach dem Kriege. Indes: Für neun Euro kann nicht viel falsch machen, wer einen knappen Einblick in Leben und Werk Jüngers lesen möchte.

Mittlerweile ist es allerdings wirklich schwierig geworden, den Überblick über die Forschungsliteratur zu behalten. Es gibt zwar entsprechende Bibliographien, die aber nicht mehr als ein Hinweis auf Titel sein können. Deshalb ist das Erscheinen eines so umfangreichen Buches wie das des Germanisten Ernst Keller zu begrüßen: *Spuren und Schneisen. Ernst Jünger: Lesarten im 20. Jahrhundert* (Bielefeld: Aisthesis-Verlag 2012, 628 S., 58 €). Es bietet einen, thematisch gegliederten, Überblick über die Jünger-Rezeption des 20. Jahrhunderts. Da Keller 2006 starb, erfaßt der von einem Herausgeber redigierte Text die Sekundärliteratur bis ungefähr 2005; die Biographien von Schwilk und Kiesel konnte Keller nicht mehr zur Kenntnis nehmen. Keller stand vor dem Problem, den ungeheuren Stoff zu gliedern. Seine 13 wiederum reich unterteilten Kapitel wirken etwas willkürlich, obwohl sie sich an den Themen Jüngers und den Fragestellungen der Rezeption gleichermaßen orientieren. Der Band eignet sich daher auch weniger für den Hausgebrauch als für die wissenschaftliche Arbeit. Merkwürdig ist einzig das Vorwort des Herausgebers, das sich auf den fünf Seiten wie eine Distanzierung von den nächsten 600 liest. Wenn man das Programm des Verlags mustert, wird deutlich, daß man sich dort mit Jünger immer noch schwertut – und dennoch auf Kellers Buch nicht verzichten wollte.







Dagegen hat der Verlag Matthes & Seitz schon seit langem eine Schwäche für Jünger: Dort ist jetzt eine Studie von Jan Robert Weber erschienen, die über die Reisetagebücher einen neuen Zugang zu Jüngers Werk verspricht – *Ästhetik der Entschleunigung. Ernst Jüngers Reisetagebücher* (Berlin: Matthes & Seitz 2011, 526 S., 39.90 €). Was im ersten Moment wenig neu klingt, entpuppt sich nach der Lektüre als ein naheliegender, aber bisher noch nie eingenommener Blickwinkel auf das Gesamtwerk. Daß Jünger einer der wichtigsten Tagebuchschreiber des 20. Jahrhunderts gewesen ist, dürfte allgemein bekannt sein. Daß es sich bei der Mehrzahl seiner Tagebücher um Reisenotizen handelt, ist bislang von der Forschung weitestgehend ignoriert worden, und auch die Biographien von Schwilk und Kiesel gehen auf diesen Umstand nicht näher ein.

Weber kann nun zeigen, daß das Fernweh ein zentrales Moment in Jüngers Werk darstellt. Das beginnt mit seinem Ausflug zur Fremdenlegion, der nur dem Sprung nach Afrika dienen sollte, und endet mit den eher luxuriösen Reisen der späten Jahre, die Jünger dann wirklich in exotische Regionen führten. Dazwischen liegt die Einsicht, daß Reisen, wenn man nicht gerade auf einer Wehrmachtsfahrkarte unterwegs ist, Geld kostet – was bestimmte Wünsche, insbesondere in den zwanziger und fünfziger Jahren, unerfüllt ließ. Weniger in diesen biographischen Details liegt der Wert der Arbeit als in der Einsicht, daß Jünger mit diesen Reisen dem Entzauberungsprozeß entkommen wollte, den er zeitweise enthusiastisch begrüßt hatte. Insofern ist hier das, was der *Waldgang* philosophisch zusammenfaßt, in seiner realen Möglichkeit ausgebreitet. Weber hat zu den publizierten Tagebüchern auch die archivierten Vorlagen hinzugezogen und kann so den langen Prozeß deutlich machen, der jeweils zwischen Niederschrift und Druck liegt. Jüngers Tagebücher sind keine spontanen Notizen, sondern gleichsam dem nachklingenden Erlebnis der Fremde abgelauscht.

Welche Dimensionen eine simple Eintragung Jüngers haben kann, hat vor einigen Jahren der Jünger-Forscher Tobias Wimbauer gezeigt. Er nahm sich der berühmten »Burgunder-Szene« aus den *Strahlungen* an, die lange als Beweis für Jüngers mangelnde Empathie herhalten mußte, und konnte zeigen, daß sich eine ganz andere Lesart der Stelle – die symbolische Bewältigung einer Liebschaft – als wesentlich plausibler erweisen könnte. Der Text löste damals ein reges Medienecho aus. Wimbauer hat es nun in Teilen gemeinsam mit seinem Text und einigen Ergänzungen dokumentiert: *Ernst Jünger in Paris* (Hagen-Berchum: Eisenhut 2011, 135 S., 12.90 €). Die Texte stammen größtenteils aus der *FAZ* (Felix Johannes Enzian, Henning Ritter). Lediglich die letzten beiden Texte, von Alexander Rubel und Jörg Sader, fallen etwas ab, weil sie sich des bereits Gesagten nochmals annehmen und zu den Geschichten um Jüngers Rolle im Zweiten Weltkrieg, als der berühmte Schriftsteller als Hauptmann in der Pariser Etappe Dienst tat, nichts Neues beizutragen haben.

Aus dieser Pariser Zeit liegt Jüngers Bericht *Zur Geiselfrage. Schilderung der Fälle und ihrer Auswirkungen*, (hrsg. von Sven Olaf Berggötz, Stuttgart: Klett-Cotta 2011, 160 S., 19.95 €) jetzt auch in Buchform vor, nachdem er 2003 in den *Vierteljahresheften für Zeitgeschichte* erschienen war. Anlaß für die separate Publikation ist zum einen der 70. Jahrestag der ersten Geiselerschießungen in Frankreich, zum anderen das Filmprojekt von Volker Schlöndorff *Das Meer am Morgen*, das die Vorkommnisse und Jüngers Person (gespielt von Ulrich Matthes) zum Thema hat (Filmstart ist voraussichtlich im Frühjahr 2012).

Dieser Film könnte eine neue Dimension der Jünger-Konjunktur einleiten, und zwar dann, wenn es Schlöndorff gelingt, Jünger als das Beispiel eines Menschen in auswegloser Situation zu zeigen – als jemanden, der schuldhaft verstrickt ist, der nichts abwenden, aber einiges mildern kann, und der immerhin den Mut hat, die Wahrheit zu notieren. Darin liegt der bleibende Wert dieser Aufzeichnungen über Ereignisse, die heute so lange zurückliegen wie damals die Bismarcksche Reichseinigung. Ihre filmische Popularisierung könnte die nachgereichten Schuldzuschreibungen vielleicht etwas abmildern und die Generationen miteinander versöhnen.

Ecos Protokoll

Umberto Eco: *Der Friedhof in Prag.* Roman, München: Hanser 2011. 519 S., 26 €

Manche Romane wollen nicht nur etwas erzählen, sondern etwas beweisen – beispielsweise wie ein Erdachtes zu ungeheurer Wirkmächtigkeit gelangen kann. Umberto Ecos neuer Roman erzählt aus der Sicht des Fälschers die Entstehungsgeschichte der *Protokolle der Weisen von Zion,* einer 1903 in Rußland in Umlauf gebrachten Hetzschrift gegen die Juden. Sein Roman endet vor der steilen Rezeptionskarriere der *Protokolle,* ihrer verheerenden Wirkungsgeschichte und ihrer nicht ganz so wirkmächtigen Entlarvung als Fälschung im Jahre 1921. Das Buch bricht damit genauso willkürlich und zufällig ab, wie es insgesamt als Prosastück komponiert ist. Um es gleich zu sagen: Eco ist für diesmal als Romancier gescheitert. Sein Roman ist keiner, sondern allenfalls eine erstaunliche philologische Fleißarbeit, die als solche einem Semiotik-Professor alle Ehre gemacht hätte – wäre dieser Professor nicht auf die seltsame Idee verfallen, die Fakten in eine langweilige, verworrene, den Erkenntniswert schmälernde Handlung zu pressen. Wer *Der Name der Rose* gelesen und dieses grandios-fiktive Spiel um eine verschollene Aristotelische Schrift bewundert hat, kann nicht fassen, wie Eco nun so sehr danebengreifen konnte in der Wahl der für sein Grundanliegen angemessenen Form. Dieses Grundanliegen ist der auf die Spitze getriebene Traum vieler Literaten, Vor-, Quer- und Nachdenker, mithin der Maulwerksburschen jedweder Couleur: durch das Setzen von Worten den »Einbruch des Romans in das Leben« (Eco) zu erreichen, die Erfindung wirkmächtig zu machen, die Tatsachen zu übertrumpfen, und so als Mann der Schemen, der Schatten, der Gedankenspiele, des Schalls und Rauches ins wirkliche Leben einzugreifen und eine Rolle zu spielen. Über diesen Vorgang hielt der an der Bedeutung und Macht des Wortes alleine schon von Berufswegen interessierte Eco 1994 eine Vorlesung und griff darin bereits auf das Beispiel der *Protokolle* zurück. Seit zwanzig Jahren also beschäftigt Eco sich mit diesem Pamphlet, hat seine Entstehungsgeschichte zusammengetragen und drumherum seinen Roman gebastelt. Darin liefert er das Grundgesetz des Fälschens gleich mit: Plausibel erscheine letztlich nur, was derjenige, der einer Fälschung aufsitzen soll, häppchenweise präsentiert bekomme. Nur so entstehe in ihm der Eindruck, daß sich zusammenfüge, was er seit langem geahnt und angedeutet gefunden habe. Hauptfigur ist der Fälscher Simonini, ein Italiener, der sich nach Paris abgesetzt und von seinem Großvater den Juden-, Freimaurer- und Jesuitenhaß, von einem Notar das Fälscherhandwerk und von einer Art Führungsoffizier des Geheimdienstes die Kunst der Intrige gelernt hat. So wird aus Simonini ein Kompositeur von großer Virtuosität, einer, der an ausgeklügelten Arrangements und Kreationen den eigentlichen Lebensgenuß verspürt. Es ist – wie so manches im Roman – ein bißchen billig, daß Eco seinen Fälscher stets in teuersten Restaurants speisen läßt und dem Leser das Menü bis hin zu dessen Zubereitung mit allen Zutaten und Finessen vorstellt. Spätestens nach drei Seiten ist klar, daß hier ununterbrochen zusammengerührt, komponiert, abgestimmt und abgeschmeckt wird (hier eine Sauce, dort ein Pamphlet). Dieser Wink mit dem Zaunpfahl wird mindestens dreißigmal wiederholt. Dreierlei soll man wohl begreifen: 1. Es kommt nicht darauf an, woher ein Gedanke kommt, wenn er nur geschickt genug »gesetzt« wird. 2. Was wirkmächtig gesetzt ist, verschwindet nach seiner Widerlegung nicht aus der Welt. Die Widerlegung wird eher zum Teil der genialen Setzung. 3. Ein Roman ist das richtige Gehäuse für die akribisch recherchierte Entlarvungsgeschichte einer der wirkmächtigsten Verschwörungstheorien der Geschichte.
Indes: Ecos Roman ist das falsche Gehäuse, weil der Autor zu all den Verästelungen noch so etwas wie eine Lese- und Erzählbrechung dazuerfand – eine Identitätsstörung des Berichterstatters, eine ausgewachsene Schizophrenie, die durch die Verwendung mehrerlei Schrifttypen zusätzlich deutlich werden soll (was immer schon die Zuhilfenahme graphischer Mittel aufgrund mangelnder kompositorischer Plausibilität und Eindeutigkeit ist). Diese Zwei- bis Dreideutigkeit kommt nun als Bumerang zurück: Eco sieht sich bis heute Angriffen einiger auf jeden antisemitischen Halbsatz lauschenden Kritiker ausgesetzt. Man stößt sich an der Wiederholung antijüdischer Stereotype, zumal Eco auch die *Protokolle* nicht vom Kernsatz jeder überlebensfähigen Verschwörungstheorie fernhält: »Die Geheimdienste aller Länder glauben nur das, was sie irgendwo schon einmal gehört haben, und weisen jede wirklich unerhörte Behauptung zurück.« Der Leser wird also je nach Neigung weiterhin glauben oder nicht glauben, daß die Juden an der »Auflösung aller Dinge« arbeiten. An dieser Glaubensspaltung wird auch Ecos Protokoll in Romanform nichts ändern.

Götz Kubitschek

Wer, wenn nicht wir

Thea Dorn, Richard Wagner: *Die deutsche Seele,* München: Knaus 2011. 560 S., 26.99 €

Leicht hat man es nicht mit der deutschen Seele. Sie wiegt soviel schwerer als vergleichbares Gut – exakt 1453 g. Es ist ein Vergnügen, in ihr zu lesen, es erfordert Zeit und sorgt über diese Dauer für manch ungewollten Kalauer: »Sag, weißt du, wo die deutsche Seele ist?« – »Ich hab sie zuletzt unterm Bett gesehen – oder in der Sauna?« Thea Dorn, die blitzgescheite 41jährige Tausendsassa (Krimischriftstellerin, Philosophin, Film- und Theaterautorin, TV-Moderatorin) und Richard Wagner, der 59jährige banatstämmige Schriftsteller, haben sich auf Erkundungsgang durch das Innere unseres Wesens gemacht und 64 Stichpunkte versammelt, unter denen sie der »deutschen Seele« auf den Grund gehen wollen. Dafür, daß sie ihr Unternehmen mit tüchtiger Empathie, ja Sympathie angehen, mag bereits sprechen, daß Stichwörter wie Besserwisserei, Ungastlichkeit und (Über) Pünktlichkeit fehlen; statt Lästereien über den deutschen Schilderwald finden wir einen launigen und einen kundigen Eintrag zu »Bruder Baum« und zur »Waldeinsamkeit«. Und überhaupt: daß die Autoren davon ausgehen, es gäbe dies noch, einen deutschen Nationalcharakter, eine eingrenzbare Eigenart, in Zeiten global glattgestriegelter Befindlichkeiten! Dorn und Wagner belassen es nicht beim Beäugen neudeutsch-anerzogener Neurosen, sie wühlen tüchtig in den Trümmern der Zeiten, um urdeutsche Blüten, Früchte und Kuriosa zu bergen. Es ist geistes- und mentalitätsgeschichtliche Schwerstarbeit, die hier geleistet wird. Ein Wunder, daß diese Anstrengung dabei tänzerisch leicht wirkt, neben aller Gelehrsamkeit von Schreiblust zeugt und ein wahres Lesevergnügen ist! Manche Lemmata werden pointiert auf wenigen Seiten abgehandelt (»Schadenfreude« und »Weihnachtsmarkt«); zu den hervorragenden Artikeln zählen die längsten Stücke, die der Deutschen Neigung zum »Abgrund«, zu »Krieg und Frieden«, zum »Weib« und zur »Musik« gewidmet sind. Wir lernen das Deutsche sowohl aus seiner Volksmitte als auch von seinen Rändern her zu begreifen. Wer kennt schon Heinrich Pudor, jenen Autor der Aphorismensammlung *Nackende Menschen. Jauchzen der Zukunft,* der »in Pogromstimmung« gerät, sobald er ein einengendes Frauenkorsett erblickt (Stichwort »Freikörperkultur«), wer hätte schon vom Oberrieder Stollen gehört, jenem atomkriegssicheren Kulturbunker im Schwarzwald, wo in Edelstahlfässern über eine Milliarde Dokumente der deutschen Geschichte auf Mikrofilm gebannt schlummern? Zu Hitler gibt es gemäß Register elf Fundstellen, er fällt, aufs Gesamte gesehen, etwas schwerer ins Gewicht als E. T. A. Hoffmann und Bertolt Brecht – von Schiller, Goethe, Luther, dem (Leipziger) Wagner, Nietzsche und selbst Napoleon ist häufiger die Rede. Gelegentliche Einwände bei der Lektüre (etwa, daß »Kitsch« Russen und Südeuropäern womöglich vertrauter ist als uns, daß »Rabenmutter« seit vielen Jahren hierzulande nicht in bezichtigender Absicht verwendet wird, daß Riefenstahls *Das blaue Licht* unter dem Stichwort »Bergfilm« unzureichend interpretiert wird) trüben die Lesefreude nicht, sondern laden gerade zu vertiefter Auseinandersetzung ein. Dem, der eine gewisse Leseerfahrung mit beiden Autoren hat, wird meist nach den ersten Sätzen deutlich, ob der jeweilige Artikel der luziden, teils sehr beschwingten Feder Dorns oder der des melancholisch-sachlichen Wagner entstammt – es ist eine anregende Mischung. Dem Begriff »Heimat« nähert sich der Banater Schwabe aus der Sicht eines Mitglieds der deutschen Minderheit. »Wir waren Deutsche, wir legten Wert darauf, es zu sein. Man konnte jeden Augenblick zum Rumänen werden, ohne es zu erkennen, wie wir befürchteten.« Auf dem Akkordeon spielte er das Deutschlandlied und sang dazu, in aller Treuherzigkeit: »Ich hätte mir nicht vorstellen können, daß ein Lied mit der dritten Strophe beginnt.« Das ganze Gerede über Migration und Integration spare ja eines aus, schreibt Wagner, das Deutsche nämlich. »Ja, wir haben es vergessen. Manche meinen sogar, es sei gut gewesen, das alles zu vergessen, daß es Schnee von gestern sei, der unter Umständen wie Blei liegen würde. Diesen schweren Schnee, wer möchte ihn schon heben? Wer, wenn nicht wir?« Die deutsche Seele ist ein Wälzer, der sowohl zur vertieften Lektüre als auch zum Schmökern einlädt. Den Genuß bereichert der gelungene Griff ins Bilderarchiv. Ein Holzstich von 1870/71 zeigt uns das Königlich Preußische Etablissement zur Fabrikation von Erbswürsten für die Armee (»Arbeitswut«); wir sehen ferner einen modernistischen Wehrmachtsbunker am Atlantikwall (»Bauhaus«), das Geburtshaus des Jeans-Erfinders Levi Strauss in Buttenheim (»Fachwerk«), Hermann Hesse beim Nacktklettern (»Freikörperkultur«) sowie Paul Breitner im Wohnzimmer unter einem Mao-Plakat.

Nach einem profunden Ritt zwischen Himmel und Hölle, zwischen »Arbeitswut«, »Reinheitsgebot« und »Gemütlichkeit«, widmet sich Thea Dorn als letztem Stichwort der »Zerrissenheit« und bittet, man möge genau diese ihr lassen. »Sie ist das Beste, was ich habe.« Wenn aus solch überschwenglicher Ambivalenz eine derart formidable Seelenkunde erwächst, dann wollen wir sie lieben; diese, ach, zwei Seelen.

Ellen Kositza

Autoimmunkrankheit Selbsthaß

Frank Lisson: *Die Verachtung des Eigenen. Ursachen und Verlauf des kulturellen Selbsthasses in Europa,* Schnellroda: Antaios 2012. 246 S., 25 €

Das altehrwürdige Genre der Kulturkritik hat seine seismographische Funktion längst eingebüßt. Das erkennt man nicht zuletzt daran, daß einer der charakteristischsten Grundzüge der westlichen Kultur im derzeitigen Stadium, die Verachtung des Eigenen, nur äußerst selten thematisiert wird. Das praktisch-existentielle Moment dieses verbreiteten kulturellen Selbsthasses wird besonders an dem nur geringen Widerstand deutlich, der den Migrationsströmen nach Europa entgegengesetzt wird. Nach Paul Gottfried *(Multikulturalismus und die Politik der Schuld)* hat nun Frank Lisson, der 2008 mit der Studie *Homo absolutus* hervorgetreten ist, darüber eine eindringliche Untersuchung veröffentlicht. Sie diagnostiziert nicht nur späte Oberflächenerscheinungen der penetrant kritischen Nabelschau in westlichen Gesellschaften, etwa in Deutschland den omnipräsenten »Kampf gegen rechts«, die Dominanz der politischen Korrektheit und die Vergangenheitsbewältigung, sondern bohrt tiefer. Der Verfasser zeigt, daß kultureller Selbsthaß als Konsequenz auftritt, »wenn sich ein Kollektiv der mangelnden Integrationsfähigkeit und Fehlbarkeit von Kultur bewußt wird. Er erwächst aus der Ermüdung, ständig gegen eigene innere Befehle zu rebellieren.« Lisson erörtert nicht nur kulturelle und zivilisatorische Entwicklungen, wobei er sich besonders auf Oswald Spengler, Friedrich Nietzsche und den frühen Thomas Mann beruft. In einem faszinierenden Durchblick legt er die Tiefenschichten des kulturellen Selbsthasses frei, dessen Wurzeln er vor allem im Sündenverständnis des Christentums ausmacht und in der Sicht der Vertreter des frühneuzeitlichen Humanismus, die ihr Werk als bloßes Epigonentum betrachteten.

Ausführlich geht Lisson auf die fehlende identitätsstiftende Kontinuität im Abendland ein, ebenso auf das stark veränderte Verhältnis der Geschlechter. Unter den Bedingungen von Wohlstand und verfeinerter Zivilisation werden Aggressionen und Energien, die früher nach außen (Kolonialismus!) wirkten, nach innen geleitet. Verstärkt werden diese allgemeinen Tendenzen in Deutschland durch die Niederlage von 1945. Intensiver hätte der Autor den Einfluß des »Schuldprotestantismus« behandeln können, dessen Tradition in der Bundesrepublik von Karl Barth und Helmut Gollwitzer bis zu Richard von Weizsäcker reicht. Besonders lesenswert ist es, wenn der Verfasser am Schluß seiner Abhandlung die These vom »Ende der Geschichte« auf die augenblickliche Lage in Deutschland überträgt. Seit etwa 1980 wirkt der »kulturelle Selbsthaß«, der einst Literaten zu gesellschaftskritischen Analysen inspirierte, als bloßer Teil des politischen und kulturellen Systems. Es werden daher verstärkt Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens medial und politisch stigmatisiert – man denke lediglich an Martin Hohmann! –, die zumindest die schlimmsten kollektiven Selbstbezichtigungsmetaphern, etwa die Schuldzuschreibung »Tätervolk«, zurückweisen. Das ist symptomatisch, freilich nicht nur für Deutschland. Der ungarische Ministerpräsident Victor Orbán steht deshalb allein auf weiter Flur. Kürzlich insistierte er in einem Interview, daß in Europa nur Länder »mit nationaler Selbstachtung« stark seien, die ihre eigene Geschichte und Kultur hochhielten. Er ahnt die offenkundigen Konsequenzen des Dekadent-Zivilisatorischen, die nicht neu sind, aber nie mit solcher Wucht zum Vorschein kamen wie in den letzten Jahrzehnten unter individualistisch-westlichen Wohlstandsbedingungen. Das facettenreiche postkulturelle Zeitalter, das Lisson enorm kenntnisreich darstellt, kann die Völker der »liberistisch-hedonistischen Gesellschaften Europas« (Ernst Nolte) in den Untergang führen – und das nicht nur in demographischer Hinsicht. Die mit Händen zu greifende aktuelle Situation macht den neuen »Lisson« zum vielleicht wichtigsten Werk, das in der Edition Antaios erschienen ist.

Felix Dirsch

Lebhaftes Hamburg

Karsten Dustin Hoffmann: *»Rote Flora«. Ziele, Mittel und Wirkungen eines linksautonomen Zentrums in Hamburg,* (Extremismus und Demokratie Band 21), Baden-Baden: Nomos 2011. 402 S., 59 €

»Von der Flora kriegt ihr nix, höchstens Tritte ins Gesicht!« drohten 2010 die beiden linksextremen Rapper »Johnny Mauser« und »Captain Gips« und versprachen der Polizei für den Fall der Räumung des Autonomenzentrums Rote Flora den Ausnahmezustand. »Scheiß Gefühl in den Autos und Dienstwagen. Von den Seiten werden Fenster zu Schießscharten.« Zu einer Räumung des Szene-Treffs im Hamburger Schanzenviertel ist es bislang nicht gekommen. Wie seine Vorgängerregierungen wird auch der aktuell von der SPD geführte Senat die Konfrontation mit der Roten Flora und ihren Unterstützern vermeiden. Schließlich weiß man in der Innenbehörde nur zu gut darüber Bescheid, welche Bedeutung das Autonomenzentrum für die linksextreme Szene hat, und das über Hamburg hinaus. Der Innensenator der Hansestadt, Michael Neumann (SPD), schlug

daher kurz nach seiner Ernennung im März 2011 auch gleich einen Schmusekurs ein. Die Flora habe Hamburg auch bunter gemacht, lobte er. Die Schanze sei durch sie nicht nur spießig, sondern lebhaft. Die Polizisten, die sich regelmäßig mit den Besuchern und Sympathisanten der Roten Flora herumschlagen müssen, insbesondere beim jährlichen Schanzenfest, dürften das weniger euphorisch sehen. Denn die Ausschreitungen, bei denen nicht selten Polizisten verletzt werden, haben in der Regel ihren Ausgangspunkt in dem Szene-Treff.
Einer, der bei solchen Auseinandersetzungen selbst schon Flaschen- und Steinwürfe über sich ergehen lassen mußte, ist der Hamburger Polizist Karsten Dustin Hoffmann. Drei Jahre lang forschte er zu dem Thema, sammelte Materialien über das Zentrum, wertete Szenepublikationen aus und führte Interviews. Nun liegt das Ergebnis als Dissertation an der Technischen Universität Chemnitz vor. Auf rund 400 Seiten setzt sich Hoffmann mit der Bedeutung der Roten Flora für die linksextreme autonome Szene Hamburgs auseinander, beleuchtet die Etappen in der Geschichte des Zentrums, von der Besetzung des Flora-Theaters im November 1989 über den Brand im November 1995 und den Wiederaufbau bis hin zur Feier anläßlich des zwanzigjährigen Bestehens im Herbst 2009. Durch die Arbeit liegt erstmals eine unabhängige Untersuchung zu einem der bedeutendsten Autonomenzentren vor. Sie zeigt, wie wichtig für die linksextreme Szene bei der Durchsetzung ihrer Ziele auch im Zeitalter des Internets ein fester Anlaufpunkt ist. Städten und Gemeinden, die ihre jeweiligen autonomen Zentren mit öffentlichen Geldern unterstützen, sei Hoffmanns Dissertation daher wärmstens empfohlen.

Wiggo Mann

Ist Krieg Kultur?

Martin van Creveld: *Kriegs-Kultur: Warum wir kämpfen. Die tiefen Wurzeln bewaffneter Konflikte,* Graz: Ares 2011. 488 S., 34.90 €

Der Wissenschaftsstandort Deutschland befindet sich in freiem Fall. Dies zeigt sich am Skandal um die abgesagte Vortragsreihe des renommierten israelischen Militärhistorikers Martin van Creveld an der Universität Trier. Mit hanebüchenen Vorwürfen angeblicher »unwissenschaftlicher« Arbeitsweise und »anti-israelischer« Haltung sorgte die örtliche Antifa dafür, daß die Hochschule den Vertrag mit dem Referenten löste. Anstatt mit van Creveld über seine Thesen zu diskutieren, reagierte das Institut mit einem Maulkorb. Das hier anzuzeigende Buch lädt dazu ein, sich mit den umstrittenen Gedanken des jüdischen Historikers zur Kriegs-Kultur vertraut zu machen. Der Autor sieht die Kriegs-Kultur als Mittel, die natürliche Angst des Menschen vor der tödlichen Gefahr zu überwinden und ihn darauf vorzubereiten, erforderlichenfalls das höchste Opfer zu erbringen. Nahezu im lockeren Plauderton zählt van Creveld wesentliche Aspekte der Kriegs-Kultur auf; von der Kriegsbemalung, der Verzierung von Uniformen, der Fahnen und Abzeichen bis hin zur Musik. Besonders untersucht er den Zusammenhang zwischen Spiel und Krieg, etwa am Beispiel der Gladiatorenkämpfe oder der antiken Sportarten wie Wagenrennen, Speer- und Diskuswerfen sowie Box- und Ringkampf. Krieg sei Kampfsport und damit ein Spiel! Der Verfasser beschreibt Siegesrituale und Denkmäler von der Antike bis zur Gegenwart. Dem Einfluß des Feminismus auf Krieg und Kriegführung ist ein eigenes Kapitel gewidmet. Er sieht zwei Möglichkeiten, wie Frauen Einfluß auf die Kriegs-Kultur nehmen könnten: gemäß dem Vorbild der Lysistrata – nicht nur die KriegsKultur, sondern auch die Männer zurückzuweisen; zum anderen, Frauen gleichberechtigten Zugang zu den Armeen zu verschaffen. Damit verschwinde die Kriegs-Kultur und mit ihr die Fähigkeit, einen Krieg führen und gewinnen zu können. Denn die unterschiedlichen physischen Leistungsmöglichkeiten der Geschlechter minderten die militärische Effizienz einer Armee.

Olaf Haselhorst

Tausche völkische Rhetorik gegen linksliberale

Jörn Düwel, Michael Mönninger (Hrsg.): *Zwischen Traum und Trauma. Stadtplanung der Nachkriegsmoderne,* Berlin: DOM publishers 2011. 248 S., 28 €

Die Stadtplanung der Nachkriegsmoderne hat das Antlitz vieler deutscher Städte ebenso stark geprägt wie die Zerstörungen durch den vorangegangenen Bombenkrieg. Ein regional unterschiedlich gewichtetes Bewußtsein der »Stunde Null« führte zu Flächenabrissen an sanierungsfähiger baulicher Restsubstanz und Neuplanungen, die sich von den traditionellen Stadtgrundrissen abgrenzten. Die oft gehörte Phrase von der angeblich »verpaßten Chance« meint diesbezüglich meist nur, daß die verpaßte Bodenreform im Westen manchen ignoranten modernistischen Megaplanungen einen Riegel vorschieben konnte. Ungewöhnlich kritisch mit dem problematischen Erbe der Nachkriegszeit geht der Sammelband *Zwischen Traum und Trauma* um. Schon Martin Mosebachs brillante Einleitung, die die Zeugnisse der Nachkriegsmoderne als »Crescendo des Schreckens« brandmarkt und dem modernistischen Kontrastbestreben eine sadomasochistische Psychopathologie bescheinigt, besticht durch Scharfsicht. Mehrere Aufsätze weisen darauf hin,

daß sich die einstigen Abrißfanatiker und Propagandisten des ornamentlosen Zeilen-Siedlungsbaus als »jung, links, vorwärtsstürmend und fortschrittlich« verstanden. Dabei setzten sie auch verkehrstechnisch problematische Planungen um, die bereits während der NS-Zeit vorbereitet worden waren. Nur die »völkische« Rhetorik brauchte man nach 1945 durch linksliberale auszutauschen, was so nahtlos funktionierte wie bei manch anderem modernen und faktisch inter-ideologischen Zeittrend. Die Baumoderne ist also locker sowohl »nationalsozialistisch« wie »demokratisch« und »antifaschistisch« begründbar.
Der Band schließt mit einem bemerkenswerten Aufsatz der Niederländer Koos Bosma und Cor Wagenaar über die seelischen Leiden der Zivilbevölkerung durch den Bombenkrieg des Zweiten Weltkriegs. Darin wird auch angesprochen, inwiefern bestimmte Trends der Stadtplanung, etwa die Suburbanisierung, amerikanischen Ursprungs sind und auf militärischen Überlegungen basieren. Durch die Flächenausweitung von Städten können Bombenangriffe nur noch Teile der Infrastruktur lahmlegen. Ähnliche militärische Überlegungen, so die Autoren, hätten auch der Entwicklung des Internets zugrunde gelegen, auch wenn dies den »glücklichen Konsumenten des Wohlfahrtsstaates«, vor allem in Europa, mit anderer Rhetorik vermittelt wurde.

Claus-M. Wolfschlag

Wider die Verblödungstoleranz

Emil M. Cioran: *Notizen 1957–1972,* hrsg. von Simone Broué. Aus dem Französischen von Peter Weiß, Verena von der Heyden-Rynsch, Konrad Weiß, Wien/Leipzig: Karolinger 2011. 1021 S., 44.90 €

Nachdem bei Suhrkamp vor Jahren nur eine Auswahl aus den nachgelassenen Notizbüchern Ciorans veröffentlicht worden war, hat sich nun der kleine, aber feine Karolinger-Verlag an den Gesamttext gemacht. Ein großes Geschenk für alle Cioran-Leser! Ciorans Notizhefte sind das Laboratorium der konziseren Bücher – wer diese kennt, wird hier viel Bekanntes wiederfinden, aber auch durch den Reichtum an Aphorismen und Gedankensplittern belohnt. Ergänzend kommen tagebuchartige Aufzeichnungen hinzu, die das Leben Ciorans schemenhaft aufscheinen lassen – seine Begegnungen, Lektüren, Musik.
Ciorans existentielles Grundgefühl des »cafard« und »ennui« wird von Peter Weiß mit »Trübsinn« und »Langeweile« übersetzt; es zieht sich durch das ganze Werk: »Ich verabscheue nicht das Leben, ich wünsche nicht den Tod, ich will nur nicht geboren sein.«
Ciorans skeptisch-düsteres Bild der Schöpfung hängt eng mit diesem Ungenügen zusammen, mit seinem Empfinden, das er einmal so auf den Punkt bringt: »Mein Drama ist, der Existenz meine Meinung gesagt zu haben«.
Doch ließ es der in Paris lebende Rumäne damit nicht sein Bewenden haben, denn Gleichgültigkeit war nicht seine Sache. So ist Cioran in höchst erfrischender Weise ein Mann der Werturteile – es sei ebenso lächerlich, Genies wie Hölderlin und Nietzsche mit einem Professor wie Heidegger (Cioran zufolge ein Nietzscheparasit) zu vergleichen, wie einen Dichter vom Schlage Leopardis mit Sartre in einem Atemzug zu nennen. Cioran spricht hier von einer »Verwirrung der Werte«, die ihn außer sich bringe – zweifellos ist die Lektüre solcher Sätze ein probates Gegenmittel gegen die um sich greifende Verblödungstoleranz.
Der Band bietet in diesem Sinne scharfsichtige Ansichten und Einsichten, so auch die treffende Beobachtung: »Unsere Reflexe sind freudianisch und marxistisch. Das ist wichtiger als das, was wir bewußt darüber denken.« Cioran lesen kann wie eine kalte Dusche wirken, bevor wir darangehen, uns die alltäglichen Ideologiereflexe abzutrainieren.
Bloße Andeutungen müssen hier genügen, um auf die Fülle der philosophischen und theologischen Reflexionen hinzuweisen, mit denen Cioran Denkanstöße gibt – denn seine harschen Urteile lassen den Leser aufschrecken: »Der jüdisch-christliche Monotheismus ist der Stalinismus der Antike«, heißt es einmal zum Abschluß einer Reflexion auf das Verhältnis von heidnischer Philosophie und Christentum. Ciorans anti-akademisches Denken folgt keiner Mode, und eben das macht ihn zu einem Denker *sui generis,* der heute noch verstörend wirken kann. Es ist diese Geisteshaltung, die ihn vor dem bewahrte, was er hier einmal die »Kretinisierung durch Philosophie« nennt.
Eine geballte Ladung Misanthropie und Skepsis also, die Cioran uns hier bietet – und das nicht nur treffend übersetzt, sondern auch, bedenkt man den Umfang des Bandes, zu einem ausgesprochen günstigen Preis. Fazit: Lesen und wiederlesen!

Till Kinzel

Du sollst nicht leugnen!

Hannes Hofbauer: *Verordnete Wahrheit, bestrafte Gesinnung. Rechtsprechung als politisches Instrument,* Wien: Promedia 2011. 264 S., 17.80 €

»Europäische Erinnerungskultur« sollte ihren Sitz nicht mehr im Gedächtnis der Völker, ihren nationalen Traditionen und Überlieferungen haben, sondern zentral in Brüssel und für alle verbindlich ausgehandelt und durch eine »Rahmenrichtlinie« juristisch in Kraft gesetzt werden. In Deutschland ist dergleichen als nationales Projekt unter dem Stichwort »Volksverhetzung« schon lange bekannt. Brigitte Zypries hatte während der deutschen Ratspräsidentschaft im Herbst 2008 versucht, das eigene rigorose Verbot der Holocaustleugnung der »Europäischen Wertegemeinschaft« zu implementieren. Gegen diesen Anschlag auf Meinungsfreiheit

und Geschichtsforschung hatte sich öffentlicher Protest erhoben – in Italien, Frankreich etwa; man denke an den »Appell von Blois« (*Sezession* 27, 2008, S. 36–37). Auch ehemalige Ostblockstaaten hielten das Projekt allenfalls für hinnehmbar, wenn auch die Stalinschen Massenverbrechen entsprechend geächtet würden. Trotzdem hielten Kommission und Rat an ihrem Plan fest, der im November 2008 als »Rahmenbeschluß zur strafrechtlichen Bekämpfung bestimmter Formen und Ausdrucksweisen von Rassismus und Fremdenfeindlichkeit« verbindlich wurde. Hofbauer nimmt das alles, auch die Antriebskräfte der Prozedur, akribisch unter die Lupe: »Völkermord«, »Menschheits-« und »Kriegsverbrechen« seien zwar geweihte Begriffe; ob aber die Auslöschung der Armenier durch die Jungtürken, die Schlächtereien von Srebrenica, Stalins »Holodomor« in der Ukraine und andere grauenhafte Tragödien – in Afrika und weltweit, heute, gestern und vorgestern – darunter fielen, sei keine Frage intellektueller Erkenntnis, sondern des Machtinteresses, also pure Dezision. Dem Nachweis dessen widmet Hofbauer besonders eindrucksvolle Kapitel. Die Sprüche nationaler und internationaler Gerichte hätten kraft Rahmenbeschlusses nun die weitere Folge, daß deren Urteilsgrundlage »Völkermord« künftig überhaupt nicht mehr in Frage gestellt (»geleugnet«) werden dürfe. Der Autor fragt mit Recht, ob die europäische Aufklärung sich denn vor den Dogmen eines neuen Mittelalters verflüchtigt habe. Ob man ihm in allem zustimmt, ist zweitrangig; die scharfsinnige und materialreiche Schrift eines marxistisch geschulten Autors, der für die elementarsten bürgerlichen Werte und Haltungen eintritt, kann auch eine »konservative Bibliothek« nur bereichern.
Da Hofbauers Interesse mehr dem europäischen Ausland gilt, mag noch ein besonderer deutscher Aspekt erwähnt werden: Für Brigitte Zypries war der Rahmenbeschluß deshalb ein Pyrrhussieg, weil sie die Beschränkung des Leugnungsverbots auf Naziverbrechen gerade nicht hat durchsetzen können, vielmehr kommunistische Untaten sowie alle Völkermorde der Erde im formal gleichen Rang neben den Holocaust treten. Ein solches Gesetz hätte indes zu wilden und unkontrollierbaren Bestrafungsorgien führen können. Deshalb eröffnet der Beschluß selbst mehrere Notausgänge, die es im Ergebnis jedem Land erlauben, mit seinem Text (was »Leugnung« et cetera betrifft – sein eigentlicher Schwerpunkt liegt woanders) letztlich eigenmächtig zu verfahren. Deutschland hätte den Beschluß hier als Chance nutzen können, mit europäischem Segen von seinem verbohrten Rigorismus abzulassen. Es hat sie verpaßt.

Günther Bertram

Charaktere, die sich gewaschen haben

Caspar von Schrenck-Notzing: *Konservative Publizistik. Texte aus den Jahren 1961 bis 2008*, ausgewählt und hrsg. von Patrick Neuhaus. Mit einer Einleitung von Karlheinz Weißmann, Berlin: Förderstiftung konservative Bildung und Forschung 2011. 480 S., 35 €

Der maßgebliche Grund für den exzeptionellen Rang Caspar von Schrenck-Notzings als konservativer Publizist ist – neben seiner hervorragenden Bildung und seiner Stilistik – die Gründung der Zeitschrift *Criticón* 1970, die er fast dreißig Jahre lang auf beachtlichem Niveau hielt. Um so jäher ist der Absturz des Magazins nach der Übernahme durch Gunnar Sohn. Der inhaltliche Substanzverlust ist unübersehbar, als der neue Herausgeber die unvermeidliche Umbenennung vornimmt.
Pünktlich zur Einweihung der Bibliothek des Konservatismus in Berlin, die sich zum Teil aus Buchbeständen Schrenck-Notzings speist, ist eine Sammlung von 80 Texten erschienen, darunter Essays, Vorträge und Kommentare. Die Beiträge sind in acht Rubriken gegliedert: Portraits; Konservatismus; Deutsche Frage und Identität; Umerziehung; Parteienstaat; Kulturrevolution; Medien; Verschiedenes. Eine Auswahlbibliographie und ein Personenregister runden den Band ab, zu dem Karlheinz Weißmann die Einleitung beisteuert.
Es wäre vermessen, auf engem Raum auch nur oberflächliche Bemerkungen über die Fülle des Dargelegten abgeben zu wollen. Besonders zu erwähnen aus der Rubrik »Konservatismus« ist der 1970 gehaltene Vortrag »Was ist konservativ?«, zudem der 35 Jahre später verfaßte Aufsatz »Der Nachkriegskonservatismus in der Bundesrepublik«. Der Vortrag benennt heute noch wichtige Aufgabenfelder konservativen Nachdenkens, etwa die Implikationen der technischen Entwicklungen oder die Tatsache, daß der »Mensch nun allenthalben nur noch sich selber begegnet«. Unnötig hervorzuheben, wie inspirierend viele der abgedruckten Portraits (auch nach Jahrzehnten noch) sind – egal, ob es sich um längst historische Gestalten wie Machiavelli, Rivarol und Chateaubriand handelt oder um ältere Zeitgenossen wie Boveri und von Kuehnelt-Leddihn. Des weiteren ist hervorzuheben, wie eindrucksvoll Schrenck-Notzing diverse zeithistorische Ereignisse der Bundesrepublik, beispielsweise die 68er-Kulturrevolte oder den Historikerstreit, aus der angloamerikanischen Re-education oder deren Verinnerlichung durch die Nachgeborenen herleitet.
Daß sich die Situation für die konstitutionelle Rechte in der Bundesrepublik im Grunde seit rund viereinhalb Jahrzehnten nicht geändert hat, soll ein Zitat verdeutlichen, das sich in

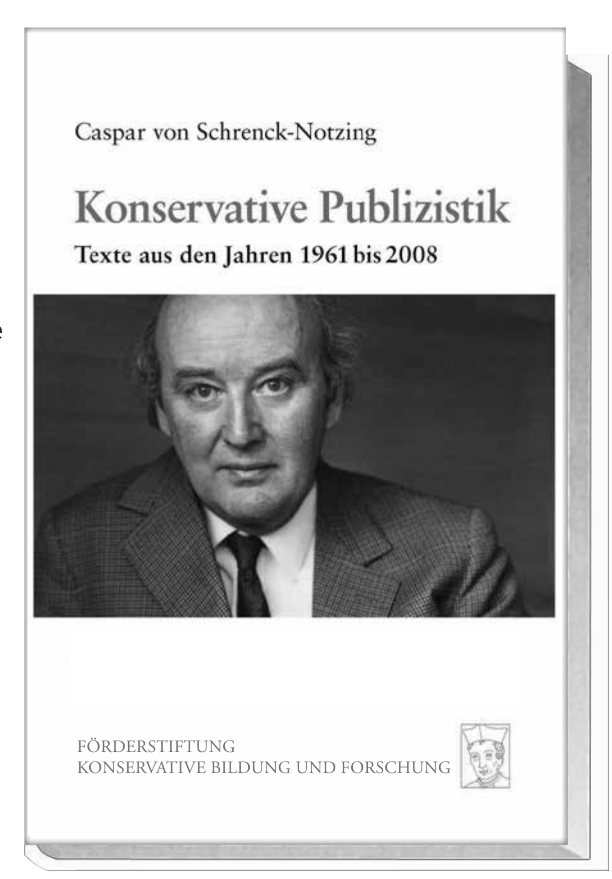
Caspar von Schrenck-Notzing

Konservative Publizistik

Texte aus den Jahren 1961 bis 2008

Eine Edition der wichtigsten Aufsätze eines großen deutschen Konservativen: Beiträge, Kommentare und Essays über Konservatismus und Geschichtspolitik, Deutsche Identität, Umerziehung, Parteienstaat, Kulturrevolution, Meinungsfreiheit und Zensur in Vergangenheit und Gegenwart sowie Portraits konservativer Vordenker. Mehr als 80 Beiträge aus fünfzig Jahren: Überwiegend aus seiner legendären Zeitschrift „Criticón“ aber auch bislang kaum bekannte Vorträge und entlegene Texte. Eine Auswahlbibliographie sowie ein Personenregister ergänzen den Band.

Mit einer Einleitung von Karlheinz Weißmann.



480 Seiten, Leinen mit Schutzumschlag,
8 Seiten Bildteil, 35 EUR

Förderstiftung Konservative
Bildung und Forschung
ISBN 978-3-9814310-0-1



Ihr Bestellschein

Einfach abschicken oder faxen.

Hiermit bestelle ich zur
portofreien Lieferung



☐ Exemplare des Buches
Caspar von Schrenck-Notzing,
Konservative Publizistik,
35,– EUR

Bestelladresse Bitte in Druckbuchstaben ausfüllen!

Vorname, Name

Straße

PLZ/Ort

Telefon E-Post

Datum/Unterschrift





Förderstiftung Konservative Bildung und Forschung, Postfach 31 05 08, 10635 Berlin
Telefax: (030) 315 18 649, E-Post: behrens@fkbf.de

SEZ_CSN_12.11

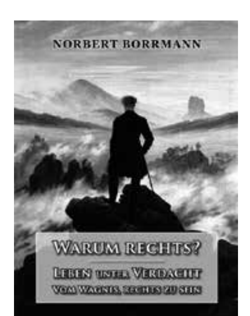
dem Beitrag »Die öffentliche Meinung als Instrument der Umerziehung« (1967) findet. Schrenck-Notzing gibt seiner Hoffnung Ausdruck, daß »die Zone der Einschüchterung, Diffamierung und direkten Verfolgung, die die Konservativen heute zu durchschreiten haben, sie stärkt« und »sie mit größerer Energie und besseren Einfällen handeln«. Wer möchte dem im Jahre 2012 viel hinzufügen? Die Edition ist unverzichtbar, um die Erinnerung an den 2009 verstorbenen Autor wachzuhalten.

Felix Dirsch

Rechts ist, wenn die anderen nicht gähnen

Norbert Borrmann: *Warum rechts? – Leben unter Verdacht. Vom Wagnis rechts zu sein. Eine Streitschrift,* Preetz: Regin 2011. 288 S., 19.95 €

Bislang war Norbert Borrmann für sezierende kunst- und kulturgeschichtliche Betrachtungen bekannt. Sein Band über Architektur und Ideologie im 20. Jahrhundert ist vielen erinnerlich. Nun folgt *Warum rechts?* Man denkt: Nicht noch ein anklagender Schinken übers Rechtssein mit obligatorischem Caspar David Friedrich auf dem Deckel! Nicht noch eine Streitschrift! Doch Vorsicht: Zunächst zeichnet Borrmann mit buchhalterischer Genauigkeit die Verteufelung alles Rechten in der BRD nach, besonders in den letzten zwanzig Jahren. Präzise ackert er sich durch alle denkbaren Erscheinungsformen der Diskriminierung und illustriert, was er »totale Demokratie« nennt. Mit zunehmender Seitenzahl schimmert aber die Sollbruchstelle durch: Nach und nach verfällt Borrmann in den Ton des saturierten und enttäuschten BRDlers und wettert gegen alles Linke in Politik, Medien und Gesellschaft. Darauf folgt ein kurzer Absatz, der jeweils klären soll, warum es nur die Rechten besser können. Das klingt, als schriebe er die Revolution herbei. Rechts ist da ausschließlich denkbar im Kontrast zu links und bedeutet schlicht: Die Wahrheit sagen. Eine Definition von »rechts« nimmt Borrmann nicht vor. So zerfallen die Zusammenhänge: Borrmann schichtet Fakten auf zu einer unüberschaubar diffusen Masse. Das heutige Dilemma begründet er damit (irgendwie) rein ideologisch. Trotz zahlreicher Verweise auf Marx vergißt er die Basis des Überbaus – die Ökonomie. Er vernachlässigt die Selektionswirkung der zunehmenden Dogmatisierung des Alltagslebens aus wirtschaftlicher Hinsicht: Das Unterscheiden in gute und böse Bürger dient vielmehr zur Verteilung knapper werdender Wirtschaftsgüter. Borrmann hebt die Hände gen Himmel und fragt, wo denn die rechten Köpfe bleiben. Ebenso benennt er nicht, daß der Opportunismus und die Passivität der Bevölkerung ökonomisch begründbar sind: Wer rechts ist, ist oft auch raus.



Die Bedeutung des Internets, das er programmatisch »Weltnetz« nennt, kann er mangels Kenntnissen nur erahnen. Wegen seines DDR-Hasses fällt ihm die Rolle Mitteldeutschlands als Reservat nicht auf. Den Islam als Hauptfeind macht er ausfindig, doch fällt ihm seine Christen- und Judenfeindlichkeit auf die Füße. Jesus war für ihn ein Linksextremist. Die Attitüde eines seit Jahren im Saft geschmorten Anti-Linken bedingt so ein veraltetes Bild der heutigen Rechten. Die Sehnsucht nach der guten alten Wirtschaftswunderidylle kann nicht die Lösung sein. Schmerzlich ist, daß es Borrmann nicht gelingt, rechte Positionen zu unterscheiden. Ihm reicht eine sich bekennende Rechte, und er fordert die Solidarität mit rechtsaußen. Die Konservativen kommen da schlecht weg: »Rechts sorgt für Beunruhigung – konservativ aber nur für ein freundliches Gähnen.«

Benjamin Jahn-Zschocke

Faschismus als soziales Phänomen

Peter F. Drucker: *Ursprünge des Totalitarismus. Das Ende des Homo Oeconomicus,* Wien/Leipzig: Karolinger 2010. 238 S., 26 €

Peter Ferdinand Drucker gehörte zu den einflußreichsten Managementtheoretikern des 20. Jahrhunderts. Um so erstaunlicher ist, daß er ein Erstlingswerk mit dem Titel *Das Ende des ökonomischen Menschen* veröffentlichte. Das Buch erschien 1939, verfaßt von einem Mittzwanziger, Sohn einer angesehenen jüdischen Familie in Wien, der sich nach ersten Erfahrungen mit dem nationalsozialistischen Deutschland zur Emigration nach Großbritannien, dann in die USA entschlossen hatte. Was Druckers Analyse des Nationalsozialismus von anderen im Exil entstandenen Kampfschriften unterscheidet, war nicht nur, daß er ihn zu diesem frühen Zeitpunkt als Aspekt des »Totalitarismus« betrachtete, sondern auch, daß er ihn als »soziales« Phänomen ansah: nicht als »Reaktion«, nicht als Folge der Panik kapitalistischer Machthaber und auch nicht als typische Ausdrucksform eines defizienten Nationalcharakters. Nach Meinung Druckers war der Erfolg des »Faschismus« – ein Sammelbegriff für das italienische wie das deutsche Modell des Totalitarismus – zu erklären als Reaktion der Massen auf die große Desillusionierung, die mit dem Ersten Weltkrieg zuerst die Verheißungen des Kapitalismus, nämlich Gleichheit infolge von Freiheit, dann am Ende der zwanziger Jahre die Verheißungen des Marxismus, nämlich Gleichheit und Freiheit infolge von Revolution, zunichte gemacht hatte. Wenn Drucker in diesem Zusammenhang vom Auftreten »neuer Dämonen« sprach, war die Wortwahl kein Zufall, sondern der Vorstel-

lung geschuldet, daß man es im Kern mit einer (quasi-)religiösen Krise zu tun habe, die alle »rationalen Beziehungen« zwischen Individuum und Gesellschaft in Frage stellte. Die Existenz des *homo oeconomicus* war aber gebunden an die Durchschaubarkeit, Vernünftigkeit und Machbarkeit der Welt. Sein Ende kam mit dem »Wechsel unseres politischen Glaubens«, der sich nach dem Ende des Ersten Weltkriegs an den *american way of life* geklammert hatte, und der Entbindung von Kräften, die man wegen ihrer Irrationalität erledigt glaubte. Da die Kirchen unfähig blieben, der Desorientierung zu begegnen, wandten sich die Massen Alternativangeboten zu, von denen der Faschismus das attraktivste war. Den Aufstieg des Faschismus erklärte Drucker als Konsequenz einer bestimmten psychologischen Lage, der Verzweiflung über die Undurchschaubarkeit der sozialen Prozesse und der Einsicht, daß die »antifaschistischen Illusionen« nicht helfen würden: »Frei zu sein oder nicht, ist eine zweitrangige Frage geworden, seit die vorhandene Freiheit nicht hilft, die Dämonen zu bannen.« Das Versagen der Demokratie wie des Wirtschaftssystems, die Arbeitslosigkeit und die große Armut wurden nicht als korrigierbare Fehlentwicklungen oder Anpassungsschwierigkeiten betrachtet, sondern als strukturelle Dysfunktion. Daher war man bereit, demjenigen zu folgen, der versprach, nicht nur einzelne Probleme zu beheben, sondern das Ganze zu heilen. Hier, so Drukker, liege »die wahre Ursache des Faschismus. Er kommt aus der Grunderfahrung der Epoche, in der wir leben: das Fehlen eines neuen Glaubens und einer neuen Ordnung.«

Man kann an der Analyse Druckers sicher Kritik üben, wobei die Ungenauigkeiten in der Sache wenig ins Gewicht fallen – sie sind meistens dem notwendigerweise geringeren Kenntnisstand der Zeit geschuldet –, eher schon die Fehldeutungen zentraler Aspekte, so die Behauptung von der inhaltlichen Unbestimmtheit des Faschismus, die vielleicht auf die Lektüre von Rauschnings *Gespräche mit Hitler* zurückzuführen ist, die kurz vor dem Band über den Totalitarismus erschienen waren. Im Kern hat man es aber mit einer ausgesprochen klugen Darlegung zu tun, die heute noch die Lektüre lohnt. Die wäre allerdings wesentlich erleichtert worden, wenn man sich zu einer Einleitung entschlossen hätte, in der nicht nur die Textgeschichte erhellt, sondern auch ein Zusammenhang hergestellt worden wäre mit den später von Drucker eingenommenen Positionen.

Karlheinz Weißmann

Zukunftspäpstlich

Horst W. Opaschowski: *Der Deutschlandplan. Was in Politik und Gesellschaft getan werden muß,* Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus 2011. 256 S., 19.99 €

Leben wir in der besten Gesellschaft aller Zeiten? Obwohl eine aufgeregte Öffentlichkeit regelmäßig eine Sau nach der anderen durchs Dorf treibt, scheint das politische System der Bundesrepublik in seinem Kern gefestigt. Wir genießen beispiellosen Wohlstand, haben eine stabile Wirtschaft sowie eine funktionierende Infrastruktur. Vor dem Hintergrund der forcierten Bestrebungen, die »Vereinigten Staaten von Europa« zu schaffen und Deutschland schrittweise darin aufgehen zu lassen, wird es Zeit, jenseits ausgetretener Pfade über unsere Zukunft als Staat nachzudenken.

Horst W. Opaschowski hat sich das Grübeln über die Zukunft zur Lebensaufgabe gemacht und verfolgt als sogenannter Zukunftswissenschaftler einen gesellschaftlichen, vor allem konkreten Ansatz. Der »Zukunftspapst« *(Rheinische Post),* ehemaliger Professor für Erziehungswissenschaften und Gründer der »Stiftung für Zukunftsfragen«, tat sich durch ungezählte Publikationen und Prognosen als Stichwortgeber hervor. Seine aktuelles Werk ist, passend zur Krisenstimmung, als ruppiger Sofortrettungs-Maßnahmenkatalog aufgemacht. Der *Deutschlandplan* ist in drei Teile gegliedert. Im ersten Drittel malt Opaschowski ein negatives Zukunftsszenario an die Wand. Eindringlich erläutert er Gesellschaftstendenzen wie »Prekarisierung«, »Postdemokratisierung« und »Cyberisierung« und erlaubt sich, weiterzudenken. Um einem volksnahen Ruf gerecht zu werden, steuert der Autor eigene Umfrageergebnisse zu Ängsten, Sorgen und Prognosen aus dem Volk bei, die jedoch auf weiter Strecke wenig aussagekräftig ausfallen und somit – im Gegensatz zu den prägnanten Merkkästen – schmükkendes Beiwerk sind. Obwohl brenzlige Posten wie Identitätsfragen und Migrantenkriminalität ausgelassen werden, kommt Opaschowski im zweiten Drittel des Plans, in dem es um Leitlinien für konkretes Handeln geht, seinem gesamtgesellschaftlichen Anspruch sehr nahe. Im letzten Teil erklärt er, wo er die Gesellschaft gern sähe. Es hätte die vielen Hinweise auf die Weitsicht eigener Prognosen nicht gebraucht, um den wachen, ideologiefreien Blick des 71jährigen zu bemerken.

Pragmatisch lesen sich Vorschläge und Einsichten, beispielsweise der Befund, der westliche »Erlebniskonsum« sei angesichts des explosiven Anstiegs der Weltbevölkerung nicht bloß moralisch fragwürdig, sondern gar selbstzerstörerisch. Ein progressives »Immer weiter, höher, mehr« mit Umverteilung und Sozialstaatsrelikten könne nicht die Zukunft der Industrienationen sein, materielle Ausstattung nicht länger zum entscheidenden Gradmesser für Wohlstand erklärt werden. Auslassungen für einen bewußten Konsum oder das Ideal einer generationenübergreifenden Hilfeleistungsgesellschaft spritzen naiv-knallige Farbkleckse auf technokratisch-graue Kulissen großeuropäischer Integrationsdebatten.

Carlo Clemens

Neue Ordnung

Legehennenkäfige sind in Österreich seit geraumer Zeit verboten, demnächst tritt ein Verbot der Einzelhaltung trächtiger Sauen in Kraft – Tierschutz ist ein hohes Gut. Zu Recht, meint Wolfgang Dvorak-Stocker im Editorial der jüngsten Ausgabe seiner Zeitschrift *Neue Ordnung*. Allerdings trete mit solchen Bestimmungen der Unterschied zwischen grüner Gesinnungs- und konservativer Verantwortungsethik deutlich hervor. Wie im nordwestlichen Nachbarland sehen sich durch solche Gesetzgebungen zahlreiche Kleinbauern (4 200 in den vergangenen 15 Jahren) zum Aufgeben gezwungen. Nur mächtige



Betriebe können unter den neuen Vorschriften rentabel wirtschaften. Den Tieren nutzt es unterm Strich wenig: Die verarbeitende Industrie importiert rund 70 Prozent der Eier von vorwiegend erbärmlich in Käfigställen gehaltenen Tieren aus Süd- und Osteuropa, beim Schweinefleisch drohen ähnliche Zustände.

Die herausragenden Artikel der aktuellen Nummer konzentrieren sich auf menschliches Leid: Der langjährige Wahlberliner Martin Lichtmesz hat eine prägnante »Tirade eines Auslandsösterreichers« verfaßt, ein Lob und eine Schmähung der Provinz zugleich, Angelika Willig nähert sich auf Wegen jenseits des Populärwissens der Mode- und Gesellschaftskrankheit »Burnout«, und Heinrich Dassel widmet sich in einem hervorragenden Beitrag weithin unbekannten Fakten zum Thema Hexenverfolgung. Zu den populären und hier widerlegten Irrtümern zählt er die treibende Rolle der Kirche, die überschätzte Opferrolle der »weisen Frauen« (25–30 Prozent der Verbrannten waren Männer) sowie die bisweilen viel zu hoch gegriffene Zahl der Todesopfer des Hexenwahns. Unter Heranziehung aktueller Literatur weist Dassel nach, daß mitnichten neun Millionen der Hexenverfolgung zum Opfer gefallen seien (Heinrich Himmler dixit, und in seinem Gefolge feministische Interessengruppen), sondern maximal 60 000 in ganz Europa.

Die *Neue Ordnung,* unter dem Dach des Grazer Ares-Verlags publiziert, versteht sich als Magazin für den politisch, historisch und zeitgeschichtlich interessierten Leser. Sie erscheint vierteljährlich und kostet im Jahresbezug 30 €; Tel.: 00 43-316-82 16 36, Fax: -83 56 12.

Richtig grüßen

Man trägt gewiß Eulen nach Athen mit der Feststellung, daß das Internet auch als »Weltnetz« kein konservatives Medium ist. Nicht, daß es mit dem (Speicher-)Gedächtnis haperte und dadurch mit dem urkonservativen Anliegen des Bewahrens, allein: Das Netz bewahrt eben unterschiedslos alles. Nicht nur »das, was ewig gilt«, sondern auch Schnee von gestern und manche Selbstentblößung. Auf vornehme Zurückhaltung im Bereich der sogenannten sozialen Netze geben zahlreiche Konservative nicht viel. Es scheint gelegentlich, als würde das oft als zu eng beklagte Feld der Meinungsäußerungsfreiheit mit gewisser Schamlosigkeit aufs Äußerste abgeweidet. Wenn die beiden (gemäß Bekenntnis selbst urkonservativen) Kommunikationsberaterinnen Anna Liszt und Nicole K. Tief-Sayn dies konstatieren, beziehen sie sich weniger auf politische Entgleisungen (die entsprechende Klientel zählen sie nicht zu ihrem Betätigungsfeld) denn auf Würde, Anmut und Stil in der elektronischen Kommunikation. Der konservative Netznutzer, so dekretieren die Damen, kommentiert weder die – verbalen – Blähungen seiner »Freunde«, er gibt sich distanziert und vermeidet ein Übermaß an unoriginell-launigem Geplänkel. Aus der Nachricht über das versalzene Mittagessen dürfte dem Verfertiger solcher Botschaften zwar kaum je beruflich ein Strick gedreht werden, allein die personale Würde leide zunehmend unter derartigen Kurzinfos, die unbewußt häufig dazu dienten, sich als »durch und durch durchschnittlicher Mensch« mit höchst gewöhnlichen Alltagnöten zu präsentieren. Liszt und Tief-Sayn halten solchen netzöffentlichen Plauschdrang für anbiedernd und einen »Schwäche-Marker«. Besonderes Augenmerk legen die beiden auf die Kommunikation per E-mail. Erwähnenswert sind hierbei die Grußformeln, die sie ablehnen beziehungsweise gutheißen. Als sehr geehrt und wert dürfe man sein unsichtbares Gegenüber stets ansprechen, die Anrede als Liebe/r halten sie für gangbar, solange der Adressat in der Hierarchie nicht deutlich über dem Absender steht. »Hallo« oder gar »Hi« gilt demgegenüber als formloser, traditionsvergessener College-Stil. Als »wenig mannhafte Unsitte« bezeichnen sie die seit einiger Zeit modische Ab-

schiedsformel »Liebe Grüße«, salopp verkürzt auch als »lg« gebräuchlich. Damit dürfe sich die eine Busenfreundin von der anderen verabschieden – maximal! Die hochachtungsvollen oder ergebenen Verabschiedungen dürfe man veraltet finden und den simplen »Gruß« allzu kurz angebunden, stilvoller als den vierniedlichend-intimen Liebesgruß finden die Damen dies allemal. Herzliche Konservative seien gewinnende Typen, »aber wie ordnen wir den ›liebgrüßenden‹ ein? Bei den rundgeschliffenen Schlafmützen, die am Ende doch alles ›nicht so meinen‹!«

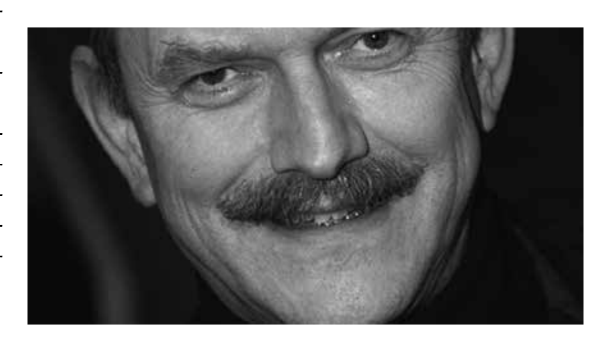
Zeitungszeugen

Seit Jahresbeginn gibt es wieder die umstrittenen *Zeitungszeugen*. Jede der wöchentlich je donnerstags erscheinenden Ausgaben beinhaltet zwei oder drei Originalnachdrucke von Zeitungen aus der NS-Zeit sowie als Mantelteil entsprechende Kommentare und Analysen von Historikern. Der faksimilierte Innenteil beinhaltet Blätter vom NSDAP-Organ *Völkischer Beobachter* über die liberale *Frankfurter Zeitung* bis hin zur Exilpresse, und zwar in ihrer je vollständigen, unzensierten Ausgabe, also auch Kleinanzeigen, Kinoprogramm, Wirtschaftsnachrichten und Polizeiberichte. Damit wird auch jenseits der politischen Propaganda ein Stimmungsbild der damaligen Gesellschaft offenbar. Die Nachdruckserie der Originalquellen setzt 1933 mit der Machtübernahme der NSDAP ein; angelegt ist das Projekt des Verlegers Peter McGee (der das Projekt bereits in zahlreichen Ländern wie Belgien, Dänemark, Spanien und Österreich vorexerziert hat) auf zwei Jahre, in der chronologischen Darstellung bis 1945.

Erstmals waren die Zeitungszeugen 2009 erschienen. Damals hatte Bayern den Antrag gestellt, die Publikation zu verbieten. Urheberrechte seien verletzt worden, zudem werde nationalsozialistisches Gedankengut verbreitet, argumentierten die Kläger. Jene Ausgabe, die damals zum Thema Ermächtigungsgesetz erschienen war, enthielt daher keine faksimilierten Beilagen. Auf dem Cover der Nummer mit dem Titel »Das Ende der Demokratie« prangte in Rot das Wort »zensiert«. Erst nachdem selbst der Berufungsweg Bayerns scheiterte und das OLG München feststellte, daß *Zeitungszeugen* keine politischen Absichten verfolge, sondern ein Bildungsprojekt sei, kann die Zeitschrift nun weiterhin erscheinen. Der Analyseteil hat sich nun von vier auf acht Seiten verdoppelt, neu ist zudem die Rubrik »Internationale Presse« sowie ein Personenportrait. Das »Propaganda-Poster«, das den alten Ausgaben beilag, gibt es nur mehr in moderierter Version. Die Auflage der Nullnummer betrug 350 000 Stück, künftig strebt man 100 000 verkaufte Exemplare an. *Zeitungszeugen* kooperiert jetzt mit dem Verband der Geschichtslehrer Deutschlands e. V.; für Pädagogen werden ein vergünstigtes Abonnement sowie Arbeitsblätter angeboten. Zu den Experten, die das Projekt begleiten gehören unter anderem die Professoren Sönke Neitzel, Wolfgang Benz, Hans Mommsen und Peter Longerich. Die Einzelausgabe kostet am Kiosk 3.90 €, im Abonnement 3.30 €. Kontakt über abo@zeitungszeugen.de und über die Seite www.zeitungszeugen.de.

Gibt es rechtes Kabarett?

Seit nunmehr zehn Jahren fehlt Matthias Beltz. Am 23. März 2002 verstarb die markant hessische Stimme, der zynisch-frohe Widerpart innerhalb des opportunen deutschen Kabaretts. Beltz, geboren 1945 im Vogelsberg, kam von ganz links. Nach dem Jurastudium hatte das SDS-Miglied sein Referendariat abgebrochen, um im Rahmen der weltrevolutionären Bestrebungen tätig zu sein. Sechs Jahre malochte er als Opel-Arbeiter in Rüsselsheim, verkehrte mit Joseph Fischer, Hans-Joachim Klein, Baader, Meinhof und Ensslin und fand es irgendwann schwierig, den Ernst der Sache anders als satirisch zu betrachten. Schon früh, so heißt er auf seiner posthum gepflegten Netz-



seite, bekundete er höchstes Interesse an »Macht, Gewalt und politischem Sadismus« – unter welchen Vorzeichen auch immer. Mit Willy-Brandt-Parodien wurde er als Komiker bekannt, er trat in diversen altlinken Projekten und mit bösen Programmen (»Reichspolterabend«) auf, sammelte Auszeichnungen wie den Adolf-Grimme-Preis in Gold und den Deutschen Kleinkunstpreis.

Beizeiten erkannte Beltz die Legenden des linken Internationalismus als »Lügen«, »herrlichen Kitsch« und »politischen Schwachsinn«: Solidarität sei die Zärtlichkeit der Völker? Dreimal laut gelacht! »Als ob Völker auf Kuschelsuche durch die Welt stapfen, um andere Völker mal ganz lieb zu haben.« Klar, er selbst habe mal zu jenen »gehört, die wild im Namen fremder Völker aufgetreten sind und Gerechtigkeit vor dem Weltgericht eingeklagt haben: keine Ahnung von den Hopis, aber großer Indianerfreund, null Wissen von Angola, aber bedenkenlose Parteiergreifung für die einzig richtige Guerillabewegung dort.« Besser beurteilen konnte er den Zustand seines Wohnorts Frankfurt, dieser »multikriminellen« Stadt, bevölkert von »Untoten« und »Parasiten«. Beltz, der »immer etwas Besonderes sein« wollte, sah diesen Traum in der Frankfurter Linie 11 erfüllt, »da wirst du angeguckt als Fremder unter Fremden. Das klingt so, als hätte ich was gegen Ausländer? Stimmt. Aber ich hab auch was gegen Deutsche. Besonders gegen die, die sich über Ausländer beschweren. Anstatt, daß sie sich freuen, daß sie was zu meckern haben.«

Europa, argwöhnte Beltz schon vor 15 Jahren, ist, »wie wenn man mit einer Gruppe in die Kneipe zum Griechen geht, Platte Akropolis. Und

dann kommt der Wirt, gibt jedem einen Ouzo und sagt mit seinem pfiffigen Grinsen: ›Prima, ich machen euch da eine schöne Teller für euch alle zusammen, könnt ihr gemeinsam von essen.‹ Und dann kommt der Teller, und jeder kriegt nur die Hälfte von dem, was er bekommen hätte, wenn er für sich allein bestellt hätte. Und genauso ist es mit Europa.«

Beltz war auch Co-Autor des aberwitzigen Kinofilms »Deckname Dennis« (1997), gewissermaßen eine Undercover-Reportage, die dem wahren Deutschland der Gegenwart auf den Grund gehen wollte. Dennis, basecapbewehrter und tumb wirkender Ami-Journalist, reist hier durch das Land der Dichter, Denker und Deserteursdenkmäler und befragt seine exquisiten Gesprächspartner (neben aufgescheuchten Linken unter anderem Burschenschafter, die einstige NPD-Größe Günther Deckert, ein Sprecher der Jungen Nationaldemokraten sowie den Nationalmarxisten Dr. Reinhold Oberlercher, Entdecker der »Reichsverkündigungsformel«) arglos nach ihren jeweiligen Anliegen. Die »Totgeschwiegenen« kommen zu Wort, unkommentiert und doch irritiert beäugt: »Die Deutschen sind verrückt«, findet Dennis, »jeder hat vor jedem Angst, und durch diese innere Abschrekkung sind sie nach außen neutral.«

Beltz schöpfte sein Weltwissen nicht nur aus den Vätern und verkommenen Enkeln der Weltrevolution, sondern griff immer wieder auf die Antike zurück, zudem auf Ernst Jünger, Carl Schmitt und selbst Gerd-Klaus Kaltenbrunner. In den letzten Jahren vor seinem unerwarteten Tod hatte er sich ernsthaft mit dem unmöglichen Gedanken getragen, ein dezidiert rechtes Kabarett ins Leben zu rufen. »Die Negerküsse« wollte er es nennen; es sollte nicht sein.

Zumindest gibt es nichtlinkes Kabarett

Natürlich mag man sich generell fragen, wie es um die seelische Verfaßtheit von Leuten bestellt ist, die zum Lachen eigens ins Kabarett gehen. Die alte Regel jedoch, wonach subversive Komik natürlicherweise links unten angesiedelt sei und sich klassenmäßig gegen rechts oben richte, ist von der Wirklichkeit überholt worden. Genuin rechtslastige Quatschmacher sind zwar rar gesät, ein einsames Beispiel stellt die auf *youtube* publizierte komödiantische Sozialkritik der Clown-Union dar, die mit ihren bissigen Marionetten-Scherzen gelegentlich bereits auf *sezession.de* präsentiert wurden. Daß der »Spießer«, jenes Generalobjekt der satirischen Stoßrichtung, heute kein polternder Lederhosenträger ist, sondern ein linker Hygieniker, gibt Raum frei für Witz und Satire, die vor einem Jahrzehnt noch nicht denkbar waren.

Auf exklusivstes Terrain begibt sich der moppelige, schläfenbelockte Papenburger Oliver Polak (Jahrgang 1976), der in Jogginghosen und Plastikjäckchen auftritt, ein Buch (und Hörbuch) programmatisch *Ich darf das, ich bin Jude* betitelte und mit dem Bonmot »Lassen Sie uns ganz unverkrampft miteinander umgehen: Ich vergesse die Sache mit dem Holocaust – und Sie verzeihen uns Michel Friedman« einen Gassenhauer landete. Polak wird bei seinen Auftritten gelegentlich bereits mit *standing ovations* begrüßt. Juden wie er seien ja »ein bißchen wie Panda-Bären«, darum glitzerten die Augen der Frauen auch stets »wie Disco-Kugeln«, wenn er seine Herkunft aus einem NS-Opfer-Elternhaus erwähne.

Wider den Stachel löckt auch der einstige Unterhaltungsmusiker und Akkordeonspieler Andreas Rebers (Jahrgang 1958, aufgrund mütterlicher Herkunft selbsternannter und stolzer Schlesier), dessen melancholisches Lied »Wir reiten auf Kamelen durch Berlin« hübsch das gesellschaftliche Leben Armani-häkelnder Papas in klimafreundlich sanierten Altbauten karikiert: »Komm, wir fahren zu Ikea / Wir legen uns in ein Regal / Früher lag das Kämpfen näher/ Heute juckt der Kaschmirschal …«

Weite Verbreitung fanden auch Einlagen des Rheydter Kabarettisten Volker Pispers, etwa seine Nummer als wehrhafter »faschistischer Franzose« inmitten eines »Multikultürkenteils« der Hauptstadt. Ungeklärt bleibt indes die Frage, wer zuletzt lacht, sprich: Ist die Lage hoffnungslos, aber nicht ernst?

Nation24.de

Manfred Rouhs' »unabhängiges Magazin pro Deutschland«, *Nation24.de,* vor fast 25 Jahren als *Europa vorn* gegründet, hat sich trotz gleichbleibend knalliger Aufmachung inhaltlich gemausert. Bemerkenswert war schon Rouhs' nüchterne Einschätzung der Wahlschlappe seiner Partei pro Deutschland bei der Wahl zum Berliner Abgeordnetenhaus. Trotz geradezu gigantischen Werbeaufwands konnte man gerade 1,2 Prozent der Zweitstimmen für sich gewinnen: »Unser bisheriges Hauptthema, die Islamisierung, ist offenbar nicht wahlentscheidend.« Die Januarausgabe widmet sich dem »Modellfall Südafrika« und offenbart durch zahlreiche Interviews mit weißen Afrikanern eine erschreckende Sicht der Lage am Horn, die in den hiesigen Medien wenig Platz findet. Jenseits des thematischen Schwerpunkts lesen wir eine aberwitzige Realsatire: den wahren Bericht eines jungen Mannes, der sich bei einer Zeitarbeitsfirma bewirbt und dazu ein AGG-Zertifikat erwerben muß, das detaillierte Kenntnisse des Allgemeinen Gleichbehandlungsgesetzes nachweist. Kontakt: www.nation24.de, Tel.: 030-66 40 84 13.

Warte

Reizvoller Inhalt, bescheidene Form: Im 39. Jahrgang erscheint *Die Warte,* die monatlichen »Blätter für Kultur und Geschichte«. Auf zwölf Seiten, in zierlicher Fraktur gesetzt, werden anläßlich von Geburts- und Todestagen längst (zu Unrecht) vergessene Dichter und Denker gewürdigt, Gedichte sowie Kurzessays zu historischen Themen (aktuell: Preußen nach Friedrich II. und eine Symbolkunde zum »echten« und »falschen« Äskulapstab) abgedruckt. Abonnement (20 €/Jahr) und Leseprobe über: Norddeutscher Kulturkreis e. V., PF 201736, 20207 Hamburg.

Sezession

Überblick 2012, 10. Jahrgang

Programm und Redaktion

Sezession ist eine politisch-kulturelle Zeitschrift. Gebildet, widerborstig und konservativ zu sein, ist das Gebot der Stunde: Wer einigermaßen wachen Auges und Geistes in Deutschland lebt, wird nach rechts blicken, wo verantwortungsbewußt gedacht und argumentiert wird.

Sezession bündelt Gedanken, Argumente und Lösungsansätze sechsmal im Jahr auf jeweils 60 Seiten – dreimal thematisch gebunden, dreimal in einem offenen Heft.

Sezession wird vom Institut für Staatspolitik herausgegeben, unter Mitarbeit von Wolfgang Dvorak-Stocker, Ellen Kositza, Götz Kubitschek (ViSdP), Erik Lehnert und Karlheinz Weißmann.

Presse über uns

- eine »kluge Zeitschrift« (*Die Welt*)
- die »Pflichtlektüre der neurechten Intelligenz« (*Tagesspiegel*)
- »unverzichtbar für jeden Konservativen, der mitdenken will« (*Junge Freiheit*)

Ihr Abonnement

Ein Jahresabonnement (sechs Hefte) kostet inklusive Porto:

- 45 € im Normalbezug,
- 30 € ermäßigt für junge Leser in Ausbildung,
- 75 € im Förderabonnement,
- 55 € für Auslands-Abonnenten.

Ihre Prämie 2012

Neuabonnenten erhalten als Prämie das Interview-Buch *Postdemokratie* von Karlheinz Weißmann (Ladenpreis 8,50 €).

Sezession
Rittergut Schnellroda
D–06268 Steigra



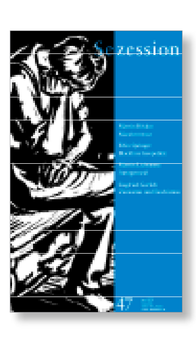
Heft 46 / Februar / 10 €
Themenheft »Lage 2012«
60 Seiten, Beiträge u.a.:

Götz Kubitschek
Wir Unbeholfenen

Thomas Hoof
Tanz auf der Nadelspitze

Martin Lichtmesz
Emma West

Ellen Kositza
Veganismus



Heft 47 / April / 10 €
offenes Heft
60 Seiten, Beiträge u.a.:

Martin Böcker
Manöverernst

Felix Springer
Blackbox Geopolitik

Martin Lichtmesz
Autogenozid

Siegfried Gerlich
Zionismus und Faschismus



Heft 48 / Juni / 10 €
Themenheft »Macht«
60 Seiten, Beiträge u.a.:

Autorenportrait
Elias Canetti

Karlheinz Weißmann
Sanfte Macht

Felix Menzel
Medienmacht

Michael Stahl
Macht und Konsens



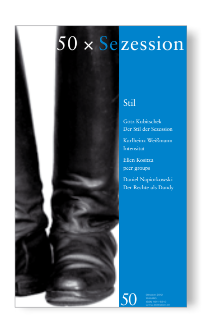
Heft 49 / August / 10 €
offenes Heft
60 Seiten, Beiträge u.a.:

Autorenportrait
Martin Walser

Karlheinz Weißmann
Geistig-moralische Wende

Erik Lehnert
Entweder-Oder?

Frank Lisson
homo creator



Heft 50 / Oktober / 10 €
»Stil«
60 Seiten, Beiträge u.a.:

Götz Kubitschek
50 mal Sezession

Karlheinz Weißmann
Intensität

Ellen Kositza
peer groups

Martin Lichtmesz
Der Rechte als Dandy



Heft 51 / Dezember / 10 €
offenes Heft
60 Seiten, Beiträge u.a.:

Autorenportrait
Golo Mann

Andreas Vonderach
Männer und Frauen

Erik Lehnert
60 Jahre bpb

Wiggo Mann
Chronik 2012

Das Wesentliche ist allein die Lebenshöhe. Sie wird Dir alles ersetzen. Darunter verstehe ich das Losgelöstsein, denn wie könnte man Höhe gewinnen, ohne sich loszulösen? Diese Lebenshöhe wäre Dir Heimat genug, hättest Du keine andere. Sie wird Dir Dein Vaterland ersetzen, wenn es Dir eines Tages fehlen sollte. Man muß einfach unsinnig hoch stehen; man stürzt dann zwar leichter und viel tiefer hinab. Aber was wäre man denn ohne diese menschliche Höhe!

(Henry Montherlant über die Notwendigkeit der Sezession, aus: *Nutzloses Dienen*)

www.sezession.de